BIBLIOTEKA
MUZEUM ŚLĄSKIEGO
6249
II

0
45

Schlesien in Sage und Brauch.

Arbeitsgemeinschaft
für
oberschlesische Volkskunde

Schlesien

in

Sage und Brauch.

Geschildert

von

Philo vom Walde,
Verfasser von „Aus der Heemte!“ ꝛc.

Mit einem Vorwort

von

Professor Dr. Karl Weinhold in Breslau.

Berlin SW.
Verlag von A. Senff.

Muzeum Górnośląskie w Bytomiu

6249

II.

1940:51

Sr. Hochgeboren

dem

Herrn Grafen Hans Ullrich von Schaffgotsch

auf Koppitz

in tiefster Hochachtung

gewidmet

vom

Verfasser.

1940:51

Vorwort.

Auf Wunsch des Sammlers und Verfassers des vorliegenden Büchleins führe ich dasselbe mit einigen Worten in die Öffentlichkeit ein. Denn es ist aus Bestrebungen hervorgegangen, die ich in Schlesien möglichst fördern möchte, weil ich für die Kunde des Volkslebens dieses deutschen Grenzlandes gute Früchte davon hoffe.

Der Titel „Schlesien in Sage und Brauch" kann größere Erwartungen erwecken, als hier befriedigt werden. Das Land, das sich von der sächsischen bis zur galizischen Grenze ungefähr sechzig Meilen lang und zwanzig Meilen breit erstreckt, ist ein sehr großes, dreisprachiges Gebiet, das hier durchaus nicht mit seiner ganzen Sagenfülle und seinem Reichtum an Gebräuchen geschildert wird. Das Büchlein ist nur ein Anfang. Der Verfasser hat sich im wesentlichen auf seine Heimat, die am südöstlichen Ende des deutschen Sprachgebietes in Oberschlesien liegt, auf die Kreise Leobschütz, Neustadt, Neisse, beschränkt; aus dem übrigen Lande sind nur vereinzelte Mitteilungen gebracht, wie sie ihm der Zufall bot.

Aber trotzdem wird denen, welche für die Volksüberlieferungen einer immer mehr schwindenden Kulturperiode ein

allgemeines Interesse haben, sowie den Forschern in Sagen- und Sittenkunde mancherlei geboten. Ich mache in mythologischer Hinsicht nur aufmerksam auf die Sagen vom Nachtjäger, von der weißen Frau, von der Spillaliese oder -Lutsche, von der Nickadrulle, von den Feeniren oder Fähnske-Dingern, den Graumänneln, den Holz-, Busch- oder Moosweibeln, dem Wassermann und den Nixen, dem Alp und den Feuermännern und von der Hausotter.

Die Sagen sind gleich den Märchen ohne Ausschmückung erzählt, getreu nach dem Volksmunde. Die kleinen Einschiebungen der eigenen Empfindung werden als warme Tönung des Berichtes empfunden werden.

Dasselbe gilt von den Kapiteln „Volksfeste" und „Sitten und Gebräuche". Sie wären besser vereint worden und hätten sich unter häusliche und Jahresfeste stellen lassen.

Dem Verfasser wünsche ich, daß er durch den Erfolg seines kleinen Buches in seinem Streben nach vorwärts und aufwärts ermutigt werde. Dem Landvolke entstammend und unter ihm lebend wird er noch manches für die Kunde vom schlesischen Volke leisten können.

Breslau, am Elisabethtage 1883.

K. Weinhold.

Inhaltsverzeichnis.

Sagen.

Seite

Der Nachtjäger und das wütende Heer 3
Der Mann ohne Kopf 7
Das Graumännchen und der dreibeinige Hase 9
Die Buschweibchen 13
Die Feenixmännel und die Feenixweibel 13
Die Feenixmännel bei Reisewitz 14
Die Fähnske-Dinger 14
Die Feenixen im Hexenberge bei Neisse 17
Der versunkene Fuhrmann 17
Das Graupenbrünnel bei Leobschütz 18
Die Pestlinde in Nowag 18
Die weiße Frau 19
Wassermann und Wassernixe 21
Das Nixenschloß im Hilgensee 21
Der Escherbrunnen in Kreuzendorf 22
Feuermänner und Irrlichter 22
Der Feuermann zwischen Nowag und Korkwitz 23
Der Feuermann in Albendorf 24
Der Feuermann in Kreuzendorf 24
Die Spillaliese oder Spillalutsche 25
Alp und Alpdrücken 26
Die Hausotter 27
Die Otternkönigin 27
Verwunschene Prinzessinnen 28
Untergegangene Dörfer und Schlösser 30
Die Sibylle 31
Woher der Name Lichtenstein 32
Der ewige Jude 34
Der Mann im Monde 35
Die entweihte Hostie 35
Von der Wünschelrute 36

Seite

Der Teufel 36
Der Antichrist 41
Weltuntergang 42
Offenbarungen 42
Vom Himmel gefallene Briefe 42
Die Mickadrulle 43
Das Edelreis 43
Die Hexen 43
Vom Mitspielen und Aufstechen 46
Verborgene Schätze 47
Der Vogelhannes 49
Kynast 50
Neisse 51
Annaberg 53
Das Schwedendenkmal bei Nowag 55
Leobschütz 55
Walstatt 56
Der hl. Stein bei Mauschwitz 56
Czenstochau 57
Von der Blindschleiche 59
Die Bienen 59
Vom Drachen 59
Peterswaldau 61
Silberberg 61
Vom Umgehen 62
Ehre Deine Eltern 63
Von den Schwedenschanzen 63
Zobtenberg 64
Einhorn und Löwe 64

Märchen.

Vom alten Schloß und den sieben Geistern 67
Das Wasser des Lebens und das Wasser der Gesundheit 71
Die Schwanprinzessin 78
Hans-guck-in-die-Welt 80
Der siebenköpfige Drache 81

Legenden.

Die Trauerbirke 87
Das Getreide 87
Der rote Klee und die Bienen 88

Seite

Der Haselnußstrauch 88
Das Kainszeichen am Korn 89
Die alten Weiden 89
Die Mutter des hl. Petrus 89
Zwei Legenden vom hl. Abend 90
Der rechte Schächer am Kreuze 91
Das Kreuz Christi 92

Volksfeste.

Allgemeines 95
Die Kirchweih 95
Die Hochzeit 100
Die Kindtaufe oder Stippe 105
Erntefest, Weizen- und Haferkranz 107
Das Schweinschlachten 109
Die Fasching 111
Das Königschießen und der Trusch 112

Sitten und Gebräuche.

Das Weihnachtsknallen 115
Die Rockstuben 118
Das Sommersingen oder der Maiengang 120
Todaustreiben 122
Das Judensehen 123
Johannesfeuer 124
Das Kreuzelstecken 125
Schmackostern und Spritzen 125
Die Pfingststange oder der Maibaum 127
Martini 128
Nikel und Christkind 129
Der Andreasabend 131

Jugendspiele.

Ballspiele 135
Die Klippe 137
Die Ginke 138
Soldaten und Krieg 138
Ritter und Räuber 139
Verstecken 139

Seite
Blindekuh 140
Die Treibjagd 140
Das Vogelspiel 141
Das Pferdspiel 141
Strabelkatze 141
Baumläufer 142
Einstreichen oder Ringelsuchen 142
Gluckhenne 143
Das Fangspiel und Fuchs im Loch 143
Das Karussel 143
Die Schaukel 143

Aberglauben.

Das Siebdrehen 147
Das Tischklopfen 147
Donnerkeile 148
Andere abergläubische Anschauungen 148

Sprichwörter und Liederstrophen.

Sprichwörter 155
Liederstrophen 157

Sagen.

„Die Fabel (Sage) ist der Liebe Heimatwelt,
Gern wohnt sie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil sie göttlich ist.
Die alten Fabelwesen sind nicht mehr,
Das reizende Geschlecht ist ausgewandert."

Schiller.

Der Nachtjäger und das wütende Heer.

Im Nachtjäger der Schlesier erkennen wir deutlich den Wôdan der alten Germanen. Mit Windeseile durchsaust er das Luftreich und zeigt seine Macht besonders im Sturme und Gewitter. Die Gestalt des Nachtjägers ist in den einzelnen Teilen Schlesiens verschieden. Bald erscheint er als kopfloser Reiter, bald als Jägersmann auf dreiköpfigem Pferde, bald als Fußgänger mit der Flinte auf dem Rücken. Hinterdrein zieht ein großes Gefolge von Hunden, Wölfen, Graumännchen und anderen luftigen Gestalten. Jägerruf, Horngeblase, Peitschengeknall, Hundegekläff, gespenstisches Geräusch und Geraſſel verraten laut den wilden Zug und bringen die Menschen in Furcht und Entsetzen. Kleine Kinder werden im Gebirge mit dem Nachtjäger zum Schlafen gezwungen. Sein Gefolge besteht aus lauter „wandernden Seelen" in den verschiedensten Gestalten. Teils denkt man sich unter ihm einen Junker, der zur Strafe für seine Sonntagsentheiligung bis an den jüngsten Tag ruhelos jagen müsse, teils ist er auch wieder der Teufel selbst.

Einzelne Sagen vom Nachtjäger folgen.

Im Kreise Leobschütz liegt das Dorf Sauerwitz, woselbst mein Vater in seiner Jugend die Weberei erlernte. Jeden Sonnabend, sobald es abends dunkel geworden war, durfte er seine Mutter in Kreuzendorf besuchen und den Sonntag bei ihr verleben. Die beiden Dörfer mögen ungefähr zwei gute

Stunden von einander entfernt liegen. Jedesmal, so erzählt mein Vater, wenn ich im Finstern durch den Badewitzer Wald ging: da auf einmal war es, als ob der ganze Wald zusammenbräche; deutlich hörte man es schießen, und auch Hundegebell war zu vernehmen. Zuerst ahnte ich nicht, was dieses bedeute; bis mich dann der Waldheger darüber aufklärte. Nun wußte ichs gleich. Es war der Nachtjäger mit seinem wilden Heere. Das jagte durch die Bäume und Sträucher, daß es ein Entsetzen war. Genau habe ich den Nachtjäger nicht gesehen, aber der Waldheger erzählte mir, er sei ein schwarzer Mann, dem 5—6 Hündchen folgen, welche fortwährend kläffen. Furcht braucht man vor dem Nachtjäger nicht zu haben, nur muß man acht geben, daß man keines von den Hündchen tritt. Sie laufen einem lange Zeit unter den Beinen herum, bis sie dann auf einmal wieder verschwunden sind. Wer sich vor dem Nachtjäger schützen will, der muß auf der Straße den „Deistelrain" entlang gehen. So habe ich es auch stets gemacht, und darum ist mir nie etwas Übles passiert. (Kreuzendorf.)

Einst ging ein Mann bei später Nachtstunde die sogenannte Buchwaldstraße zwischen Leobschütz und Trenkau. Auf einmal vernahm er lautes Peitschengeknall, Hundegebell und dröhnende Hellarufe. Plötzlich jagte ein langer Zug finsterer Schatten an ihm vorüber, wobei man die verschiedensten Tiergestalten erkennen konnte. Auch ein Reiter auf windschnellem Roß war dabei, der beständig seinen eigenen Kopf als Fangball in die Lüfte warf. In einem Hui waren alle vorüber. (Kreuzendorf.)

In den Bergen bei Peterswalde (Kreis Reichenbach) im sogenannten „Schulzenloche" ist ein Grenzstein, „die drei Aspen" genannt. Er trägt die Jahreszahl 1770 und ist der Grenzpunkt der gräflichen Besitzungen v. Sandretzky, v. Stolberg und v. Nostitz. Unter diesem Steine sollen viele böse Geister verbannt liegen, welche allnächtlich ihr unheimliches Wesen treiben. Um 12 Uhr nachts sausen sie mit dem Kopf unterm Arm

unter lautem Geheul zu Fuß und zu Pferd durch die Luft, umgeben von feuerspeiendem Getier.

(Friedrich Zeh in Wüste-Waltersdorf. Schles. Provinzialbl. 1865. S. 558.)

Es kommt auch vor, daß eine Seele vom Teufel in ein Roß verwandelt wird, und er dasselbe bei seiner nächtlichen Fahrt benützt. Daher die sprichwörtliche Redensart: „Es ist ja, als ob Dich der Teufel zugeritten hätte" — oder „Reitet Dich der Teufel?" Ausgedrückt finden wir diese Anschauungsweise in folgendem schlesischen Volksliede:

„Es ritt ein Jäger gar wohlgemut,
Er trug drei Federn auf seinem Hut.
Er ritt vor eines Sünders Thür,
Ein schönes Mädchen stand dafür.
Er schwang sie vor sich auf das Roß:
Ach weh, ach weh, mein Sammetrock!
Er ritt vor einen Kippenstrauch*):
Ach weh, ach weh, mein seiden Haub'!
Er ritt vor einen kühlen Brunn:
Mädchen, steig ab und mach' einen Trunk.
Ich steig' nicht ab, ich mach' keinen Trunk,
Mein junges Leben wird nie gesund.
Er ritt vor einer Kapell' vorbei:
Jungfrau, steig ab und geh hinein.
Ich steig nicht ab, ich geh' nicht 'nein,
Ich muß schon in die Höllenpein.
Er ritt vor eines Schmiedes Thür:
Ach Schmied, steh auf, beschlage mir.
Ich steh' nicht auf, beschlag' dir nicht,
Ich habe Hammer und Zange nicht.
Ach, Schmied, geh her, beschlage mir,
Hammer und Zange sind schon hier.
Ich steh' nicht auf, beschlag' dir nicht,
Ich habe feste Hufeisen nicht.
Ach Schmied, steh auf, beschlage mir,
Die festen Hufeisen sind schon hier.
Ich steh' nicht auf, beschlag' dir nicht,
Ich habe glühende Kohlen nicht.
Ach Schmied, steh auf, beschlage mir,
Die glühenden Kohlen sind schon hier.

*) Hagebutte (rosa canina).

Wie er den ersten Nagel schlug:
Ach Schmied, hör auf, 's ist schon genug.
Wie er den zweiten Nagel schlug:
Ach Schmied, hör auf, es ist dein Blut.
Und habet Ihr ein Töchterlein,
Laßt sie nicht bei Verführern sein!"*)

Der Nachtjäger entführt hier das in Schande gefallene Schmiedetöchterlein und verwandelt es während der Fahrt in sein Roß. Der Teufel läßt den in Rosse verwandelten Seelen nach der Schwere der Sünden ein, zwei, drei, vier Hufeisen aufschlagen; die mit drei Hufeisen sind sehr schwer, die mit vier nie mehr zu erlösen.

In Eckersdorf in der Grafschaft Glatz zog plötzlich ein stürmisches Wetter über der Gemeindeschmiede dahin. Der Meister erwachte und wurde von einer Stimme in die Werkstatt gerufen. Hier stand ein unheimlich ausschauender Reiter und wollte sein Reitpferd beschlagen haben. Der Schmied that's, da ihm der Unbekannte vornherein ein schweres Geldstück in die Hand drückte. Während des Beschlagens hörte er jedoch ein fortwährendes Stöhnen und Jammern, ohne zu wissen, woher es käme. Nächsten Morgen in aller Frühe erzählte man ihm, daß sein Nachbar plötzlich gestorben sei. Jetzt sah er mit Grausen ein, wen er diese Nacht beschlagen. Den Teufelslohn nahm er und ließ vor seinem Gehöft ein Kreuz setzen, welches heut noch steht. (Eckersdorf.)

Im Eulengebirge ging ein Mann zur Nacht durch den Wald. Kaum ist er einige Schritte vorwärts, steht ein Jäger vor ihm, welcher sich freiwillig anbietet, ihn zu begleiten. Der alte Mann ist sehr erfreut, sicheren Schutz auf solchen unwegsamen Pfaden gefunden zu haben und offenbart dem Jäger sein ganzes Herz. Besonders klagt er bitter, in welch peinlicher Geldverlegenheit er sei. „Geld könnt Ihr von mir bekommen, so viel Ihr nur immer wollt," tröstet ihn sein Begleiter. „Dann ist mein Weg hier unnötig," antwortet voll Freude der Alte, „ich ging eben, um eine bestimmte Summe

*) A. Peter, „Volksthümliches aus Oestreichisch-Schlesien". I. S. 278 f. Troppau 1865.

irgendwo zu leihen." Sie drehen um, gehen in die Hütte des Armen, woselbst der Jäger eine große Masse klingender Goldstücke auf den gebrechlichen Tisch zählt. Leider ist kein Tröpflein Tinte im Hause zu haben, um den Schuldschein unterzeichnen zu können. In dieser Verlegenheit sagt der fremde Jäger zu seinem Schuldner: „Ach was! ritzet Euch einfach ein Äderchen am Arm auf und nehmt etwas Blut auf die Feder; das genügt auch — — —." Da plötzlich erkennt der Mann, welchen unheimlichen Gast er unter seinem Dache habe. Ohne diesen von seiner Erregung etwas merken zu lassen, bittet er ihn, diese Nacht bei ihm auf der Streu zu schlafen, wo dann morgen früh die Tinte besorgt sein würde. Der Jäger willigt ein. Und während er schläft, holt der Mann in aller Stille den Pfarrer des Ortes. Als dieser hereintritt und den Schläfer mit Weihwasser besprengt, fährt derselbe wütend in die Höhe, drängt zur Thür hinaus und verbreitet einen pestilenzischen Gestank, welcher noch mehrere Tage andauert. Das Teufelsgeld übergab der Mann der Kirche des Dorfes; der Pfarrer streckte ihm von seinen Ersparnissen so viel vor, daß er seine Gläubiger befriedigen konnte.

In der Gegend von Neisse heißt der Nachtjäger „Feldjäger". Ganz alte Leute wissen noch viel von ihm zu erzählen. Ging man an einem Sonntage abends auf das freie Feld hinaus, so konnte man in kurzer Zeit lautes Schießen und Hundekläffen hören. Man sah nichts, doch hin und wieder war's, wie wenn der Sturmwind über dem Kopfe dahinfliege. Das ist der „Feldjäger" und seine wilde Jagd.

(Korkwitz.)

Der Mann ohne Kopf.

Im Kreise Neustadt liegt das Städtchen Zülz. An derselben Stelle, wo jetzt die „polnische Schule" steht, soll früher ein kleines Schlösschen gestanden haben, dessen erste Besitzer sich häufig auf Straßenraub verlegten. Von dieser „polnischen Schule" aus sollen heute noch unterirdische Gänge in die Stadt

hinein gehen. Von dem letzten Besitzer des Raubschlößchens erzählte man: er sei oft zur Mitternachtsstunde mit vier kohlschwarzen Rappen dahergesprengt gekommen; die Pferde aber seien mehr in der Luft als auf dem Pflaster gegangen. Neben dem Herrn habe jedesmal ein Mann ohne Kopf gesessen, welcher die Zügel der Pferde leitete. Sobald sie an das Schloßthor kamen, sprangen die Flügel desselben von selbst klirrend aus einander. (Zülz.)

Ich glaube, daß diese Sage zu den verbreitetsten in Schlesien gehört; auch in Bielau bei Neisse wollte man von einem früheren Schloßherrn ein Gleiches wissen. Das Volk denkt sich unter dem kopflosen Manne den „Leibhaftigen" selbst. Wenn ein Schloßherr große Schulden hat — besonders vom Spiele her — so verschreibt er sich einfach dem Teufel, der ihm dann Geld schafft und im Spiele Glück verleiht. Daher die Redensarten: „A spielt miet'm Teiwel," „A hoot a Teiwel eim Nacken."

Ungefähr zwei Stunden von Neisse entfernt liegt das Dorf Eilau. Daselbst befindet sich ein Dominium, welches zur Herrschaft Bielau gehört. Die Gebäude desselben sind gegenwärtig sehr „zerschlätert" und baufällig. In dem alten Schafstalle werden 300—400 Stück Schafe von einem alten Schäfer, welcher auch zur Nacht seine Lagerstätte unter ihnen hat, gewartet und gepflegt. Seit längerer Zeit aber will dieser alte Schäfer, trotz seiner sonstigen Furchtlosigkeit, nicht mehr allein in dem Stalle schlafen; denn jeden Abend, wenn alles zur Ruhe ist — da auf einmal fangen die Schafe an, wild unter einander umherzulaufen aus einem Winkel in den anderen, so daß es ein wahres Entsetzen ist. Einmal, als der alte Schäfer Licht machte, um nach der Ursache solchen unheimlichen Treibens zu sehen, da erblickte er ein kleines graues Männlein ohne Kopf, welches hinter den Schafen herlief und dieselben in Furcht und Entsetzen jagte. Darüberhin huschten allerlei luftige Spukgestalten, welche leise, unheimliche Klagetöne von sich gaben. (Eilau.)

Mein seliger Großvater ging einmal zur Erntezeit auf die Leobschützer Feldmark hauen und kehrte erst spät abends nach Hause zurück. Als er an die Grenzscheide von Leobschütz und Schmeisdorf kam und über den Steg, der über die Zinna gelegt war, gehen wollte, hörte er auf einmal Tritte hinter sich. Es hatte eben etwas geregnet, und so hörte man das „Tratschen" ganz vernehmlich. Mein Großvater steht einen Augenblick still und sagt: „Nu, Anton, kimmst de dennt o schunt?" Es war dies auf einen anderen Hauer aus dem Dorfe gemeint, der noch weiter mähen wollte, als mein Großvater „Feierabend machte". Kaum aber sind die Worte gesprochen, da steht auch schon ein Mann hinter ihm, der keinen Kopf hat und mit seinen Händen allerlei rätselhafte Bewegungen macht. Schauder und Entsetzen ergreift meinen Großvater, er läuft mehrere Schritte, bis er dann vor Aufregung mit seiner Sense niederfällt. Erst nach einer Weile erholt er sich wieder von dem gewaltigen Schrecken, und als er sich im Weitergehen umblickt, da sieht er, wie der Mann ohne Kopf den Steg immer hin und her geht, ohne ihn, den Geängstigten, weiter zu verfolgen. (Kreuzendorf.)

Das Graumännchen und der dreibeinige Hase.

Auf einer Wiese meines Heimatsdorfes Kreuzendorf bei Leobschütz, ungefähr dort, wo die Zinna entspringt, weidete einst ein armer Knabe die Kühe eines Bauern. Es war um den Untergang der Sonne. Da kommt ein graues Männchen aus dem Erlengebüsch hervor und mahnt den Knaben, ihm zu folgen. Im dichten Gesträuch erhebt sich im Augenblick ein lautes Geräusch und Geheul, so daß dem Knaben angst und bange wird. Siehe! da steht ein dreibeiniger Hase vor ihm, verheißt ihm große Schätze, wenn er ihm in sein unterirdisches Schloß, dessen Pforte hinter jenem dichten Brombeerengebüsch sei, folgen wolle. Das Graumännchen aber steht ihm zur Seite und warnt mit eindringlichen Blicken, den

Lockungen des Hasen zu folgen. Zwischen Furcht und Hoffnung steht der Knabe da, bis er endlich zum Graumännchen hinüberspringt und dessen Hand erfaßt. Im Nu ist der Hase verschwunden — —. Das Graumännchen aber geleitet den Knaben zurück zu seinen Kühen und ermahnt ihn, sich niemals von den Lockungen des dreibeinigen Hasen verführen zu lassen, sondern fromm zu bleiben und besonders fleißig zu beten. —

Diese Sage erinnert an die thüringische von dem getreuen Eckhart, welcher am Venus- oder Hörselberge Wache hält und die Vorübergehenden warnt, den bösen Lockungen der Frau Venus Folge zu leisten. (Kreuzendorf.)

Der dreibeinige Hase tritt auch allein auf. So erzählen alte Leute aus Nowag, daß vor langen, langen Jahren der dreibeinige Hase immer um das hiesige (Korkwitz) Dominium lief. Wollte man ihn verfolgen, so sprang er mit einem Satze über die hohe Gartenmauer und war dann verschwunden. (Nowag.)

Ebenso erscheint das Graumännchen allein.

Es war ungefähr abends 10 Uhr, als mein Vater als Lehrling wieder einmal von Sauerwitz nach Kreuzendorf wanderte. Auf dem Wege von Kreisewitz herüber, ungefähr dort, wo jetzt an der Chaussee nach Jägerndorf das Zollhaus steht, sah er auf einmal ein kleines, graues Männlein vor sich, in dem mein Vater anfangs einen Bekannten aus Schmeisdorf erkennen wollte, der ebenfalls von so kleiner Statur war und für gewöhnlich einen grauen Mantel trug. Schon ruft er ihm zu: „Vetter Pulde (Leopold), looft ock nich asu und nahmt mich o miete," da biegt das Männchen vom Wege ab und bleibt bei dem „Scholzenkreuze" (es steht heute noch) stehen. Dieses Kreuz war damals gerade vom Winde umgebrochen worden, ein tiefes Loch zum Einsenken des neuen Kreuzes war am Tage gegraben worden, und auch ein großmächtiger Stein lag dabei. Unterdessen war mein Vater näher gekommen, und in seinem falschen Wahne spricht er das Männchen nochmals an: „Na, Vetter Pulde, kommt'r miete?" Da geht das Männchen einigemal um das Kreuzloch herum, ohne auch

nur einen Laut von sich zu geben, worauf es dann stehen bleibt und in das Loch hinabschaut. Jetzt ergreift meinen Vater eine Angst, daß er in schnellster Eile davonläuft. Schon hat er eine lange Strecke Weges zurückgelegt, da sieht er beim Umschauen noch immer das Graumännchen unbeweglich vorm Kreuzloche stehen. Später ist er stets auf einem Umwege an jener Stelle vorbeigegangen, wenn er zur Nachtzeit den Weg zu wandern hatte. (Kreuzendorf.)

Einst ging eine Mutter mit ihrem Jungen von Nowag nach Korkwitz. Da — mitten unterwegs sahen sie das Graumännchen vor sich. Es wurde immer größer und spiegelte ihnen alles Mögliche vor. Der Sohn trennte sich von ihm; die Mutter aber folgte seiner Spur. Am nächsten Morgen schwamm diese mitten im Stephansdorfer See, das auf der Grenze von Nowag und Stephansdorf, nicht weit von Korkwitz liegt. Das Graumännchen hatte sie irre geleitet.

(Nowag.)

Zuweilen geht auch das Graumännchen in den Nachtjäger über, oder es erscheint wenigstens als boshafter Unhold, der besonders Kinder entführt.

Wer z. B. nach dem Abendläuten die kurze Straße von Kreuzendorf nach Schmeisdorf wandert, dem wird oft von Vorübergehenden gesagt: „Poß ock uf, doß Dich nich's Groomannel nimmt." Es treibt sein Wesen lediglich nur zur Dämmerstunde. Viele Leute aus diesen beiden Dörfern wollen es gesehen haben. Mir jedoch ist es nie begegnet, obgleich ich viel hundertmal zur Abendstunde jenen Weg gegangen.

Am Ende dieser Landstraße, da, wo das erste Haus von Schmeisdorf steht, geht eine Brücke über die Zinna, die „Schmiedebrücke" genannt. Zu beiden Seiten längs des Flusses dehnen sich Erlengebüsche weithin aus. Hier nun, bei dieser Brücke haust um die Mitternachtstunde eine andere Spukgestalt: ein großer, schwarzer Ziegenbock, der den Vorüberwandelnden unverhofft aufhockt und sie über die Brücke hinab in die Zinna reißt. Ob dieser Ziegenbock eine andere Gestalt des dreibeinigen Hasen oder des Nachtjägers ist, weiß ich nicht

zu sagen; im Volke habe ich nichts Genaueres darüber erfragen können. Mein Vater erzählte mir vor vielen, vielen Jahren, daß ihm einst dieser schwarze Ziegenbock von der „Schmiedebrücke" bei Schmeisdorf bis vor unser Haus in Kreuzendorf stumm gefolgt und dann auf einmal verschwunden sei.

Auch von einer „Hohnsch-Eve", die bei der „Schmiedebrücke" allnächtlich „umgeht", weiß das Volk zu erzählen. Ebenso will man öfters einen Wagen mit zwei schwarzen Rappen gesehen haben. Die Rosse eilten ohne Fuhrmann im schnellsten Trabe bis an die Erlen, wo es dann ein Geräusch gab, als ob alle Sträucher auf einmal brächen — —. Wagen und Rosse waren hierauf verschwunden.

Auch an das erste Haus in Kreuzendorf, wo diese Straße in die des Dorfes einmündet, knüpft sich eine solche düstere Sage.

Auf dieser Wirtschaft lebte zur Jugendzeit meines Vaters ein Bauer mit Namen Maise, den alle Leute „Ma(i)se miet'm Pruwetenschimmel" nannten. Er hatte nämlich einen großen, prächtigen Schimmel, der das ganze Jahr nichts zu thun brauchte, als nur in der Ernte den Schlepprechen zu ziehen oder zu „kratzen", wie das Volk sagt. Der Bauer aber war so geizig, daß er drei-, viermal „kratzte", damit nur ja keine Ähre für die „Klauber" (Ährenleser) liegen bleibe. Er starb. Doch alle Abende zur Mitternacht „kam er wieder" und ritt im Stalle seinen Schimmel, daß derselbe danach vor Mattigkeit niedersank und ihm der „Geifer" (Schaum, Schweiß) zollhoch am Körper stand.

Ich kannte schon als Knabe diese Spukgeschichten sehr genau und schenkte ihnen auch vollen Glauben, wie ich mich selbst jetzt noch nicht wegen meiner aufgeregten Phantasie von ihnen ganz frei machen kann, trotzdem ich den Glauben daran längst verloren habe. Und wie standen mir deshalb jedesmal die Haare zu Berge, wenn ich vor einigen Jahren zu später Nachtstunde über die „Schmiedebrücke" in den Erlen ganz allein ging! Wie verhielt ich jeden Atemzug auf lange Zeit, wie schwebte ich auf den äußersteu Zehenspitzen leise dahin, um

den gräßlichen Ziegenbock unter der Brücke nur ja nicht zu wecken. Er hat mich nie belästigt. „Die Liebenden beschützt ein guter Gott," heißt es im Volke; ich aber kam jedesmal vom Liebchen. Mögen diese Blätter, wenn sie der Guten und Edlen je einmal im Leben begegnen, ihr meinen schönsten Gruß überbringen und die Versicherung abgeben, daß die Poesie jener Tage ewig in meinem Herzen fortleben wird, und ich ihr die Liebe bewahre, trotzdem uns das Schicksal entzweiet. . . .

Die Buschweibchen.

Alle Wälder Schlesiens sind nach dem Volksglauben von Buschweibchen bewohnt. „Puuschweiblan", „Hulzweiblan", „Waldweiblan", „Moosweiblan" sind zwergartige Wesen, welche nirgends Ruhe finden als auf einem Baumstumpfe, wo der Holzhauer beim Fällen irgend einen frommen Spruch oder ein kurzes Stoßgebetlein gesprochen hat. Es sind eben Arme-Seelen, die besonders vom Nachtgeiste sehr verfolgt und gequält werden. Treffen sie bei den Verfolgungen auf so einen geheiligten Stumpf, so setzen sie sich darauf nieder, und das wütende Heer hat alle Gewalt über sie verloren. „De Puuschweiblan kocha," sagt das Volk im Gebirge, wenn über dem Walde wolkichter Nebel aufsteigt. Daraus ersieht man, daß sie am Tage ihren gewöhnlichen Haushalt führen.

(Bielau, Kreuzendorf.)

Die Feenirmännel und die Feenirweibel.

Im Walde meines Heimatsortes sind ganz sonderbare Dämme und Senkungen. Man nennt sie allgemein „die Feenirlöcher". Hier wohnten einst die Feenirmännel und Feenirweibel, erzählte mir zuweilen meine Mutter. Das Volk denkt sich darunter ein Zwerggeschlecht. Sie wurden durch irgend ein Machtwort in ein fernes, fabelhaftes Land verbannt. Ehe

sie jedoch abreisten, buken sie noch einmal Kuchen auf den Weg, und meine Mutter zeigte mir auch das Backhaus, worin dies geschehen; es steht, soviel ich weiß, heute noch. Der Dorfschulze sollte sie über die Grenze schaffen. Dazu nahm er einen großen Leiterwagen, wie ihn jeder Bauer zur Ernte hat. Da alles zur Abreise fertig ist, treibt er seine Pferde zum Ziehen an; doch sie ermachen's nicht. Nur wenige Personen sieht er auf dem Wagen sitzen, und voll Wunders fragt er den König unter ihnen, weshalb die Ladung so schwer sei. Dieser leiht ihm seine Kappe, und nun sieht der Schulze Tausende von solchen Männlein, Weiblein und Kindlein, welche auf dem Wagen sitzen und an den Sprossen hängen. Endlich geht der Rutsch ab. —

Wenn damals, als die Feenixen noch im Lande waren, eine Mutter ihr hübsches Kind mit auf das Feld nahm und unbewacht liegen ließ, so kamen die Feenixweibel und wechselten es mit ihrem Kinde ein. Dieses blieb natürlich klein und „verbutt", und man nannte es einen Wechselbalg.

(Kreuzendorf.)

Die Feenixmännel bei Reisewitz.

Dort, wo die Feldmark Nowag an Reisewitz grenzt, lebten vor Zeiten die Feenixmännel. Sie gingen zuweilen auf dem Felde umher und sahen den Leuten bei ihrer Arbeit zu. Sonntagsarbeit aber wurde von ihnen bestraft. Als einst zur Erntezeit ein Bauer aus Nowag während des Sonntages einfuhr, kamen die Feenixmännlein gegangen und machten die Pferde so wild, daß diese Leine und Ziehblätter zerrissen und mit zerbrochenem Wagen ins Dorf hinein eilten. (Nowag.)

Die Fähnske-Dinger.

Im Falkenberger Kreise nördlich, keine Meile von der Kreisstadt, liegt das Dorf Molwitz (Mulwitz), in dessen Nähe sich ein nicht unbedeutender Hügel befindet, in der ganzen

Gegend als der Molwitzer Berg durch die bedeutenden Steinbrüche bekannt.

Noch vor fünfzig Jahren erzählte man in der Umgegend, es hätte früher in dem bezeichneten Berge besondere Wesen gegeben, zwar von menschlicher Gestalt, aber zwerghaft, mit gewaltig großen Köpfen und einer Sprache, ähnlich der der Kinder, die erst sprechen lernen. Man rühmte nicht, daß sie den Bewohnern der Gegend besonders günstig und wohlthätig gewesen; warf ihnen namentlich vor, daß sie gerne Kinder gestohlen, auch eingetauscht hätten.

Bisweilen jedoch waren sie guter Laune. So hörte einst ein in der Nähe ackernder Knecht, daß die Leute im Berge mit Backen beschäftigt wären; er schloß es daraus, da er zu vernehmen glaubte, wie sie den Teig auskratzten. Da rief er mutwillig: „Backt mir eine Vorbacke!" Und sogleich hörte er die Antwort: „Du sollst sie haben." Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Weiblein und brachte auf silberner Schüssel, mit einem seidenen Tuche zugedeckt, die gewünschte Vorbacke. Der Knecht weigerte sich, dieselbe anzunehmen; da er aber gerade den Pflug umgekehrt hatte, so legte ihm die Überbringerin das Gebäck auf das Schar und verließ ihn mit den Worten: „Nun iß auch, sonst geht Dir's nicht gut." Der Knecht fürchtete sich nun doppelt: vor dem Essen und dem Nichtessen. Um das Gebäck zu prüfen, gab er dem Hunde, den er bei sich hatte, einige Bissen. Da dieser munter blieb, entschloß er sich zum Essen und versicherte später, nie etwas Besseres genossen zu haben.

Alles, was man erzählte, war jedoch schon in grauer Vorzeit geschehen. Denn als die Glocken ins Land kamen, da konnten die kleinen Wesen nicht ausdauern. Deshalb kam einst an einem dunklen Abend ein Männlein nach Graase und klopfte an das Fenster eines Bauern, der ein tüchtiges Gespann hatte. Um sein Begehr gefragt, frug es wieder: ob der Bauer ein gutes Fuhrlohn verdienen wolle — und auf die bejahende Antwort wies es ihn an: am anderen Tage den Erntewagen mit recht langen Leitern zu versehen, ihn gegen Abend mit seinen vier Pferden zu bespannen und an den Berg gefahren

zu kommen. Er solle aber gegen jedermann schweigen, sich um Weiteres nicht bekümmern und des Lohnes nach der Fahrt, dazu er gedungen werde, gewärtig sein. Der Bauer gehorchte; fand aber, am Berge angekommen, niemand, hörte nur im Innern lärmen. Endlich, als es beinahe finster geworden, erschien das Männlein von gestern und gebot ihm: er solle die Pferde gegen Sonnenaufgang richten, sich auf's Sattelpferd setzen und, wenn er Befehl erhalten würde, immer geradeaus fahren, bis man ihm heißen würde, stille zu halten; aber sich ja nicht umzusehen, so ihm sein Leben lieb wäre. Nun hörte der gehorsame Bauer hinter sich ein Plappern und Trappeln, daß ihm ganz unheimlich wurde, und er war froh, als er endlich Befehl zur Abfahrt bekam; er wunderte sich aber nicht wenig, daß sich seine Pferde so sehr anstrengen mußten. Um doch zu erfahren, was er geladen habe, ersann er die List, die Peitsche wie von ungefähr fallen zu lassen.

Schnell wollte er jetzt vom Pferde heruntersteigen, sie wieder aufzuheben; sogleich aber hörte er rufen: „Behüte Dein Genicke, sieh Dich nicht um!" Und das kleine Männlein war schnell da und reichte ihm die Peitsche. Doch hatte er so viel gesehen, daß sein ganzer Wagen voll kleiner Wesen war, alle Leitersprossen voll hingen, viel Kisten und Kasten aufgepackt, und ein Schwarm kleiner Leute nachlief. Er fuhr nun weiter, bis ihm endlich gegen Morgen in einer wüsten Gegend befohlen wurde zu halten, sich aber nicht umzusehen. Er hörte nun wieder das Plappern, Trappeln und Arbeiten hinter sich, und als es ruhig wurde, sprach eine Stimme aus dem Gesträuche: „Nun fahre schnell heim, das Fuhrlohn wirst Du auf dem Wagen finden."

Da drehten die Pferde von selbst um und liefen immer fort, bis sie zu Hause angekommen waren. Wo er gewesen, konnte der Bauer nicht angeben. Den Wagen fand er mit Kotklümpchen beinahe bedeckt, aber auf ihm — kein Geld. Er schimpfte darüber nicht wenig und wusch den Wagen; fand aber später da, wo so ein Klümpchen hängen geblieben war, dasselbe in klares Gold verwandelt, so daß er nun auf sich selbst schimpfte. — Später, erzählte man, hat man beim Nachgraben

und Steinebrechen im Berge noch manchmal goldenen und silbernen Hausrat gefunden. Jene Erdmännchen wurden vom Volke die „Fähnske-Dinger" genannt. „Ding" war vor 50—60 Jahren in der Gegend an der Neisse überhaupt der Name für Gespenst. Ob wohl diese „Fähnske-Dinger" jetzt auch aus der Erinnerung, aus dem früher sehr reichen Märchen- und Sagenschatze jener Gegend geschwunden sein mögen?

(Neue schlesische Provinzialblätter Band II, S. 425. 426.)

Die Feenixen im Hexenberge bei Neisse.

Dicht hinter Mährengasse bei Neisse, an der Bahnstrecke Neisse-Camenz ist der sogenannte Hexenberg, bei dessen Abtragung man vor einigen Jahren den fossilen Zahn herausgrub. Woher dieser Hügel seinen Namen geerbt, habe ich nicht ermitteln können. Das Landvolk aus der Gegend erzählt von ihm: Hier in diesem Hexenberge, der vor vielen Jahren sehr unwirtlich und chaotisch aussah, wohnten die Feenixmännel und Feenixweibel. Es waren dies kleine graue Wesen in der Größe eines vierjährigen Kindes. Sie thaten niemand etwas zu leide — im Gegenteil! Wenn irgend wer vom Lande am späten Abend aus der Stadt allein nach Hause ging, so fand sich um den Hexenberg herum ein Feenixmännlein ungerufen ein und begleitete den Betreffenden so weit, bis ihre „Gerechtigkeit" (Eigentum) zuende war; dort war dann das Männlein auf einmal verschwunden. Der Großvater meines hiesigen Wirtes will noch öfters von Feenixmänneln begleitet worden sein. Auf einmal aber waren sie vom Hexenberge verschwunden — und niemand weiß, wohin sie gekommen sind.

(Korkwitz.)

Der versunkene Fuhrmann.

Eine Stunde von Neisse entfernt liegt das Dorf Sengwitz, hinter welchem sumpfige, mit Strauchwerk bewachsene Wiesen sich ausbreiten. Hier, am Wege nach Korkwitz soll einst ein Fuhrmann mitsamt seinem Gespann versunken sein. Er kam



nämlich spät am Abend aus Neisse, hatte Brot geladen und wich in der Finsternis vom rechten Wege etwas ab. Schon stand der Wagen bis an die Achsen im Schlamm, da versucht er ihn dadurch zu heben, daß er unter die vier Räder ein Brot schiebt. So, glaubt er, wird der Wagen mehr festen Grund fassen und beim kräftigen Anziehen der Pferde aus dem Schlamme gezogen werden. Gott aber strafte den Frevel hart. Der Wagen sank immer tiefer hinab, bis zuletzt nichts mehr von ihm zu sehen war. Geht man heute zur Nachtzeit an jener Stelle vorüber, so kann man einen halbverklungenen, unterirdischen Ruf vernehmen. Das ist der versunkene Fuhrmann. (Korkwitz.)

Das Graupenbrünnel bei Leobschütz.

Von der Quelle der Zinna bei Kreuzendorf bis an die Promenade von Leobschütz breiten sich am rechten Ufer des Flüßchens grüne Wiesen aus, die an vielen Stellen mit Erlen- und Weidengebüsch bewachsen sind. Ganz nahe an Leobschütz, wo die Grenzscheide die Wiesen quer durchläuft, befindet sich im rechten Zinnaufer das „Graupenbrünnel" mit seinem silberklaren Wasser. Hier an dieser Stelle versank einst ein Fuhrmann mit Pferden und Wagen, als er mit Graupe aus der Stadt gefahren kam. Lange Zeit nachher noch kam mit dem Wasser Graupe aus der Erde hervorgequollen, weshalb noch heute das Brünnlein „Graupenbrünnel" genannt wird.

(Kreuzendorf.)

Die Pestlinde in Nowag.

In der Mitte von Nowag, der Schule gegenüber liegt der sogenannte Zienergarten, dessen jetziger Besitzer Hildebrand heißt. In diesem Garten stand bis vor einiger Zeit eine mächtige Linde, die allgemein die „Pestlinde" geheißen wurde. Einmal kam ein Mann in das Dorf, welcher die Pest in diesen hohlen Baum verbannte. Es dauerte aber nicht lange, so kam er wieder,

stieg in den Baum hinein, brachte ein großes schwarzes Tuch heraus, welches die Pest war, und flog mit demselben über das Dorf hinweg. Da starben alle Leute, die es in Nowag gab, nur der Totengräber und ein Bauernknecht blieben noch am Leben. Sie wohnten auf der jetzigen Gruner-Wirtschaft zusammen. Der fremde Mann aber hatte prophezeit, daß nur ein einziger werde am Leben bleiben. Eines Nachts lag der Bauernknecht noch lange munter und dachte darüber nach, daß er gewiß noch an die Reihe kommen werde. Da auf einmal poltert's im Hause. Voll Schrecken steht er auf und sieht, daß der Totengräber von der Bodentreppe gefallen ist und seinen Geist aushaucht. So blieb er lange Zeit ganz allein im Dorfe, bis sich nach und nach wieder andere ansiedelten. (Nowag.)

Die weiße Frau.

In Breslau auf der Schuhbrücke, gegenüber der alten Kirche von St. Matthias, liegen zwei alte Häuser (Nr 45, 46), welche lange Zeit einem Besitzer gehörten. Dort erschien alle Jahre in der Adventszeit eine hohe, lichte Frauengestalt in einem weißen, langen Gewande. Sie schritt, so oft sie erschien, durch alle Räume der beiden Häuser, und verschlossene Thüren öffneten sich ihr von selbst. Auf dem linken Arme trug sie ein kleines Kind und hielt in der linken Hand eine Geldschwinge, aus der sie mit der rechten unaufhörlich Geld herausraffte und umherstreute; am andern Morgen aber war von diesem Gelde nichts mehr zu finden. Sie trug auch einen großen, klirrenden Schlüsselbund am Gürtel und öffnete jeden Schrank oder Kasten, um nachzusehen, ob Ordnung darin herrsche. Sonst störte sie niemand — außer durch ihr Erscheinen. Eine alte Frau, die mehrere Jahre durch diese gespenstische Erscheinung erschreckt wurde, ließ endlich durch einen Geistlichen die Zimmer mit Weihwasser besprengen; allein es nutzte nichts: die weiße Frau erschien nach wie vor, und man gewöhnte sich zuletzt an sie.

(Schlesische Gartenlaube.)

Auch in Bielau bei Neisse will man vor vielen Jahren zu gewissen Zeiten die „weiße Frau" gesehen haben. In dem alten Schlosse daselbst, welches jetzt dem Baron Ernst v. Falkenhausen gehört, und in dem während des unglücklichen Krieges von 1806/7 Vandamme sein Hauptquartier längere Zeit aufgeschlagen hatte, erschien zuweilen bei später Nachtstunde eine schlanke, weißgekleidete Frau, in der linken Hand eine brennende Kerze haltend, mit der rechten winkend, ihr zu folgen. Man glaubte, daß die „weiße Frau" immer nur dann erscheine, wenn irgend ein Glied des Hauses oder Geschlechtes mit dem Tode abgehen solle. (Bielau.)

In Nowag erschien die „weiße Frau" alljährlich im Advent. Man sah sie einigemal in der Mitternachtstunde aus dem Hofe des Bauern May (jetzt Schilder) kommen. Sie trug ein langes, weißes Faltengewand und ging langsamen Schrittes die Dorfstraße hinab, in der Nähe der „Corde-Schmiede" war sie dann auf einmal verschwunden. (Nowag.)

In Leisnitz bei Leobschütz lebte bis in die Mitte der siebziger Jahre der hochgeachtete Dechant Rücker. Er war ein durchaus gelehrter Mann und ein Priester nach dem Herzen Gottes. Auch diesem soll die „weiße Frau" mehrmals erschienen sein, wie er sich selbst zu seinem Verwandten, dem in Leobschütz im Ruhestande lebenden Hauptlehrer Arnold Schindler, darüber ausgesprochen hat. Dechant Rücker stammte aus Böhmen, und jedesmal, wenn in seiner Heimat jemand von seinen Angehörigen starb, erschien ihm des Nachts die „weiße Frau". Mitten im Schlafe hörte er seinen Namen rufen, und wenn er dabei erwachte, so sah er zu seinen Füßen eine lichte Frauengestalt stehen. Sie antwortete jedoch auf keine seiner Fragen und war in einer Weile wieder spurlos verschwunden.

(Leobschütz.)

Wassermann und Wassernixe.

Nach dem Glauben des Volkes ist jeder Teich, Fluß, Brunnen, jedes See (ein Binsenteich an Grenzen oder auf Feldern heißt schlesisch „das See" neutr.) von einem Wassermanne bewohnt. Man denkt sich darunter einen Mann, halb Fisch, halb Mensch, mit langem, zottigem Haar, das zuweilen von allerlei Wasserpflanzen durchwachsen ist. Ein langer Bart und hervorgequollene Augen geben dem Gesichte ein abschreckendes Aussehen. Unten, tief unten im Wasser hat der Wassermann sein Schloß, wo er mit seinem Weibe, der Wassernixe (auch Wasserlixe oder Wasserlisse), und mit seinen Töchtern, den Nixen, wohnt. Zuweilen taucht er, der alte Wassermann, über den Wasserspiegel empor, um irgend eine Beute zu machen. Kleine Kinder, welche nahe an Teiche, Flüsse und Brunnen gehen, werden von ihm boshafterweise an einem unsichtbaren Stricke hinab zur Tiefe gezogen und müssen dann für immer in seinem Wasserschlosse verbleiben.

Das Nixenschloß im Hilgensee.

In der Nähe von Prittag bei Grünberg ist der „Hilgensee". In seiner Tiefe ist ein herrliches Schloß aufgebaut, welches von einer alten Wassernixe und ihren Töchtern, den holden Wasserjungfrauen, bewohnt wird. Von Zeit zu Zeit kommen diese letzteren auf die Oberwelt und mischen sich in Tanz und Lustbarkeiten der Bewohner. Nicht selten auch nehmen sie einen jungen, schmucken Burschen mit heim in ihre Kammern. Die Alte jedoch merkt solches sofort und fängt an zu toben: „Ich rieche Christenblut!" Der Bursche muß vor, und falls er seinen Christenglauben abschwört, läßt sich die Alte durch Liebkosungen der Töchter versöhnen. Sobald am Morgen die ersten Rosenstrahlen der aufgehenden Sonne ins Wasserschloß fallen, geleiten die holden Jungfrauen ihren Burschen an die Oberwelt. Hier füllen sie ihm die Taschen

mit Schlamm und versichern, daß, falls er eine Zeitlang zu niemand ein Wort spreche, daraus lauteres Gold werde.

(Schles. Provinzialblätter 1867. S. 608.)

Unweit des Dorfes Schlegenberg bei Leobschütz liegt die sogenannte „Walke", eine Wassermühle. In dem großen Mühlteiche, der teilweise mit dichtem Schilfe umwachsen ist, lebt ein uralter Wassermann. Derselbe reißt jedes Jahr einen Menschen zu sich in die Tiefe.

Von der Oppa bei Jägerndorf wird dasselbe erzählt.

(Kreuzendorf.)

Der Escherbrunnen in Kreuzendorf.

Zwischen der Erbrichterei und der Besitzung des jetzigen Ortsvorstehers in meinem Heimatsdorfe ist ein schöner Obst- und Blumengarten angelegt, der dem Erbrichter Dittrich gehört. Dieser Garten führt den Namen „Eschergarten". In früherer Zeit stand hier ein Bauerngut, welches der Mittelpunkt der verschiedensten Spukgeschichten war. Zuletzt wollte niemand mehr auf dieser Wirtschaft wohnen, und so standen die Gebäude wüst und leer, bis sie zuletzt zum Abbruch verkauft wurden; den Acker, der dazu gehörte, erstand ein Bauer des Dorfes, Lichteblau. In diesem Garten war ein Brunnen, den niemand zufüllen konnte. So viel Schutt und Boden man auch hinunter schüttete, der „Escherbrunnen" blieb immer offen. In seiner grundlosen Tiefe sah man alle möglichen Fratzen und Gestalten. Es sollen sich noch eine Menge anderer Sagen an diesen Brunnen knüpfen, die jetzt schon vergessen sind; möglich, daß einzelne alte Leute in Kreuzendorf noch davon zu erzählen wissen. Heute ist der „Escherbrunnen", glaube ich, verschüttet.

(Kreuzendorf.)

Feuermänner und Irrlichter.

Es mag ungefähr zwanzig Jahre her sein, daß man in meiner Heimat den letzten Irrwisch oder Feuermann will gesehen haben. Gewöhnlich kamen sie nach der Aussage der

Leute von der Rausener Kapelle (d. h. vom Kapellenberge) herunter. In wenig Augenblicken hatten sie den längsten Weg zurückgelegt, so daß an ein Entfliehen vor ihnen nicht zu denken war. Da man sich die Feuermänner gewöhnlich als umherirrende Seelen (von ungerechten Richtern ꝛc.) dachte, so betete man beim Anblicke eines solchen drei Paternoster und drei Ave-Maria. Es kam dann und wann auch vor, daß diese Arme-Seele von ihrer letzten Schuld befreit und erlöst war. In diesem Falle bedankte sie sich, und das Gebilde zerstob. Wußte man sich durch Gebet nicht zu sichern, so wurde man vom Feuermanne bis nach Hause verfolgt, wo er dann unterm Fenster noch allen möglichen Spuk trieb. Ein armes Mädchen in Kreuzendorf — ob sie zur Stunde noch lebt, weiß ich nicht — will einmal von einem solchen Feuermanne viele Stunden hindurch auf gräßlichste Weise beängstigt worden sein, da sie sich bei ihm für die Begleitung nicht bedankt hatte.

Irrlichter sind nach dem Glauben des Volkes Seelen ungetaufter Kinder oder großer Menschen, welche solcherweise ihre Sündenschuld abbüßen. Man will besonders bei Kreuzen auf Grenzen und an Landstraßen solche Flämmchen häufig bemerkt haben. Dann heißt es: die Arme-Seele muß alle Gebete nachholen, die sie im Leben zu wenig verrichtete.

Der Feuermann zwischen Nowag und Korkwitz.

Mein Wirt, ein Mann in den Vierzigern, will selbst noch Feuermänner gesehen haben. Ein Verwandter von ihm, der allabendlich von Korkwitz nach Nowag gehen mußte (halbstündige Entfernung), wurde stets von einem Feuermanne begleitet. Kaum war er eine kurze Strecke auf der Grenze dahin gegangen, so fand sich auf einmal der Feuermann bei ihm ein. Dieser, von kohlschwarzem Aussehen, in der Größe eines zehnjährigen Knaben, um und um von einem Feuerschein umgeben, ging entweder hinter oder neben ihm (nie zuvor) her bis an die ersten Häuser von Nowag, ohne auch nur eine Silbe zu sprechen. Dort — nachdem sich der Mann mit einem „Gott

bezahls" bei ihm bedankt hatte — schüttelte sich der Feuermann dreimal, daß die Funken flogen, und war verschwunden. So brauchte sich dieser Mann vor keinem feindlichen Überfalle zu fürchten, der Feuermann beschützte ihn. Ging jedoch eine zweite Person mit, um sich von der Erscheinung zu überzeugen, so blieb der Feuermann aus, war jedoch gleich zur Stelle, nachdem der andere die Begleitung aufgegeben. Einmal ging der Feuermann sogar mit bis zur Hausthür. Der Mann, über diese außergewöhnliche Begleitung in Angst gesetzt, blieb dann längere Zeit krank.

Bei dem „Hildebrandkreuze" hinter Nowag soll heute noch ein Feuermann umgehen.

Auf dem Wege von Beigwitz nach Korkwitz, wo der hl. Johannes steht, waren früher besonders viele Feuermänner zu sehen. Sie schüttelten sich manchmal so heftig, daß die Funken gleich Schneeflocken umherflogen. (Korkwitz, Nowag.)

Der Feuermann in Albendorf.

Albendorf in der Grafschaft Glatz ist als Wallfahrtsort weit und breit bekannt. Dort erschien regelmäßig ein Feuermann, bis man endlich eine Kapelle für seine Erlösung bauen ließ. Von der Zeit an war nichts mehr von ihm zu sehen. (Albendorf.)

Der Feuermann in Kreuzendorf.

Ein Inlieger aus Kreuzendorf, der jeden Abend erst spät aus der Stadt von der Arbeit kam, wurde öfters von einem Feuermanne bis vor seine Wohnung begleitet. Wenn er dann zum Feuermanne sagte: „Bezahl dir's Gott vieltausendmal!", so schüttelte sich derselbe, daß es schien, als ob das ganze Haus in Flammen stehe. Bald aber war alles wieder verschwunden. (Kreuzendorf.)

Die Spillalieſe oder Spillalutſche.

Wie hat es doch die heutige Jugend ſo gut! Im Sommer tummeln ſich Knaben und Mädchen während der ſchulfreien Zeit auf dem grünen Raſenplatze und an der Landſtraße herum, ſpielen oder treiben allerlei loſe Stückel; im Winter — da geht es im Fluge die Eisbahn dahin — — — ehedem aber war es nicht ſo. Da mußten wir Kinder Winter und Sommer erſt tüchtig arbeiten, bevor man uns ein freies Spielſtündlein zur Dämmerzeit gönnte. Im Sommer war es Feldarbeit, im Winter Spinnen, Federnſchleißen, welches alles jetzt die Maſchinen den Kindern zu liebe thun. Jeder Knabe, jedes Mädchen von 8—14 Jahren bekam täglich ſeine „Zahl" auf. Da mußten ſie z. B. einen hohen Federhaufen wegſchleißen. Allbekannt iſt daher das Bubenſtückchen, daß dieſer und jener faule „Naatz" die Hälfte der ungeſchliſſenen Federn heimlich in die Taſche pfropfte, hinausging und dann im Winde einen künſtlichen Schneeflockenfall veranſtaltete. Das war eine Luſt, das war ein Ergötzen! wenn die tauſend Federchen nach allen Seiten hin und her trieben . . . Schlimmer war es mit dem Spinnen. Da konnte man ſeine „Zahl" nicht kleiner machen. Da mußte jedes Kind ein paar volle Spulen ſpinnen, ehe der Vater oder die Mutter die zur „Zahl" geſtellte Zaſpel abweifen konnte. Wie lange dauerte dies, wenn der „Geiſt", der „Ziegenbock", das „Rädel" nicht in Ordnung gehen wollte; wenn der Faden ſo oft riß; wenn das Werg voller „Scheeben" und „Knatſchen" (Knoten) war! Da bluteten wohl mitunter die Finger der linken Hand vom Fadendurchlaufenlaſſen, es ſchmerzte die Sohle des rechten Fußes vom vielen Treten, da fielen wohl um 8, 9 Uhr des langen Winterabends die Augen zu — — doch, es half nichts: die „Zahl" mußte voll werden. Schnell fing die Mutter von der „Spillalutſche" oder „Spillalieſe" an, daß ſie gleich zur Thüre hereinkommen werde mit der Weife, um zu ſehen, wie viel Gebind oder Fäden noch fehlten. Dann würde ſie einfach dem Faulenzer die Weifenhörner ſo oftmals in den Schädel hacken, als Gebind oder

Fäden noch zu wenig seien. Wie fing da das müde Rädchen auf einmal so lustig zu schurren an!

„Spinnt, Kinder, spinnt —
De Spillalutsche kimmt.
De guckt zu ollan Lächlan rei,
Ehb's Strahnla werd bal' fertig sein,
Spinnt ock hurtig' spinnt"

sang die Mutter, während sie ihre Spille lustig tanzen ließ. Die Spillalutsche hat man sich zu denken als alte, vertrocknete Frau mit langen Eberzähnen und entsetzlichen Augen.

Wo mag sie jetzt nur sein? da es doch so viele faule Kinder in Stadt und Land giebt . . . (Kreuzendorf.)

Alp und Alpdrücken.

Der Alp ist als nächtlicher Plagegeist in ganz Deutschland bekannt. Man denkt sich darunter einen Menschen des Ortes, der unter irgend welcher Gestalt nachtwandelt und die Schläfer beunruhigt. Das Ungeheuer legt sich dem Betreffenden besonders über die Brust. Der Druck ist so belastend, daß man jeden Augenblick ersticken will.

In Nowag bei Neisse erzählte man sich viel vom Alpdrücken. Eines Morgens kam ich in eine befreundete Bauernfamilie und bemerkte, daß das juste Froole auf sein Männel nicht sonderlich gut zu sprechen war. Der Mann, von mir befragt, antwortete: „Inne, der Olp hoot se nächten wieder amol gedruckt; do is se jedesmol branstig." Endlich erzählte mir auch die Geplagte, wie das gewesen. Während des Drückens kann man nur unartikulierte Laute von sich geben. Schreien ist unmöglich. Wird man von einem des Hauses beim Namen gerufen, so weicht der Alp. Diese Bauersfrau aber war deshalb zänkisch gegen ihren Mann, weil dieser — als er sie ängstlich stöhnen hörte — nur immer: „Fraue! Fraue! wos ihs der denn?" gerufen hatte. „Plamp der uf dei Fraue!" meinte sie, „häst De lieber Tillje (Ottilie) gerufft

— do woar ich derlöst." Den Alp kann man los werden, wenn man ihm ein „Kleebrutel" (Kleinbrot vom Reste des Teiges) verspricht. Am anderen Morgen früh tritt die Person, welche zum Alpdrücken verdammt ist, schweigend in die Stube. Man muß ihr dann sofort, ohne zu fragen, das Versprochene geben; worauf man für immer Ruhe hat. Dieser Glaube hat noch feste Wurzeln im Volke. (Kreuzendorf, Nowag 2c.)

Die Hausotter.

In ganz Schlesien ist im Volke der Glaube verbreitet, daß jedes Haus seine Hausotter habe. So sehr man auch sonst den Ottern nachstellt — die Hausotter bleibt unbehelligt. Ja, man hegt und pflegt sie sogar. Sie ist des Hauses guter Geist, der dasselbe vor allerlei Unglück bewahrt. In Gebirgsdörfern findet man zuweilen bei der Stallthür ein kleines Holzschüsselchen, in das bei jedem Melken kuhwarme Milch gegossen wird. Es dauert nicht lange, so ist die Hausotter da und stillt ihren Gelüst und Durst. Zeigt sich die Hausotter einmal irgendwie auffällig, dann glaubt man, sie komme, dem Hause ein Unglück anzukündigen, das sie nicht verhüten kann.

(Kreuzendorf 2c.)

Die Otternkönigin.

Alte Leute erzählen viel von einer Otternkönigin, die sich da und dort aufgehalten habe. Sie war viel größer und schöner als die übrigen, die ihr folgten. Ihre Schuppen schillerten in den verschiedensten Farben. Auf dem Kopfe trug sie ein goldenes Krönlein, das mit den allerkostbarsten Edelsteinen besetzt war. Am Halse an einem Goldringlein hing ein kleines Schlüsselchen. Dieses legte sie zuweilen ab, während sie in der Sonne schlief. Und wer es unbemerkt entwenden konnte, dem thaten sich die reichsten Schätze auf; wer jedoch bei seinem Frevel ertappt wurde, der war verloren. (Kreuzendorf.)

Verwunschene Prinzessinnen.

An „verwunschenen Prinzessinnen" ist unsere liebe Schläsing überreich. Die nächstfolgende Sage schließt sich direkt an die „Otternkönigin" an.

Auf dem „Burgsberg" bei Steinseifersdorf (Kreis Reichenbach) soll früher ein Burgschloß gestanden haben, in dessen Kellern eine verwunschene Prinzessin verbannt ist. Im siebenjährigen Kriege war es nahe daran, daß sie ein Jüngling erlöst hätte. Leider war er zu feige, das gute Werk zu vollführen. Und so muß sie denn so lange harren, bis aus einem Baume auf dem Berge, den man jedoch nicht näher weiß, eine Wiege gezimmert werden kann. Das Knäblein, das zuerst in die Wiege gelegt wird, wird einstens die Jungfrau erlösen. Sie erscheint bis dahin als Schlange mit einem goldenen Schlüsselbunde am Halse. Jenes Glückskind allein vermag das Bund zu lösen. Der Zauberbann schwindet, reiche Schätze sind des Glücklichen Lohn. (Peterswaldau.)

Vom „Schellenberge" bei Jägerndorf (Nebenberg des bekannten Burgberges) geht folgende Sage: Einst war hier ein festes Räuberschloß, dessen unterirdische Gänge einige Meilen in die Umgegend liefen. Besonders war es der Räuberhauptmann „Hunzaches", welcher alle umliegenden Dörfer auf schreckliche Weise verheerte. Jetzt sitzt dort tief unten im Keller der Burgruine auf großen Geldtonnen ein schwarzer Pudel mit feuerglühenden Augen. Das ist eine „verwunschene Prinzessin" aus der Räuberzeit. Eines Tages nun warfen sich dort vor jenem Kellerfenster zwei Knaben mutwillig mit ihren Mützen. Der eine davon, ein boshafter Schlingel, wirft seinem Spielgenossen die Mütze zum schwarzen Kellerfenster hinab. Aus Furcht vor Strafe sucht der weinende Knabe nach der Kellerthür und gelangt endlich in die unterirdischen Räume. Er rafft seine Mütze vom Boden auf und will vor dem großen Pudel, den er beim einfallenden Sonnenstrahle dort in der schwarzen Ecke gewahrt, fliehen. Da ruft ihm dieser mensch-

lich und treuherzig zu, sich ihm zu nähern. Der Knabe faßt Mut und geht hin. Nun kann er sich aus einem der Fässer die Mütze voller Goldstücke raffen. Als dies dann der andere Knabe oben sieht und hört, wirft er absichtlich seine Mütze zum Kellerloche hinunter. In seiner Frechheit will er sich ungeheißen dieselbe unten mit Goldmünzen füllen. Der Pudel jedoch zerfleischt ihn. — Aus jener Burgruine wächst ein Ebereschbäumchen. Wenn dieses einst so groß ist, daß man aus seinem Holze eine Wiege bereiten kann, dann naht die Erlösung für die unglückliche Königstochter. Das Knäblein, für welches die Wiege gemacht wird, ist ihr Bräutigam. Er erlöst sie — sie wird wieder Mensch — und ein glückliches Familienleben ist beiden beschеert; das Geld aber dient zu ihrem Haushalt. (Branitz, Kreuzendorf.)

Auf der Hummelburg bei Reinerz ist ebenfalls eine „verwunschene Prinzessin". Sie ward schon als Kind verzaubert. Alle hundert Jahre wird sie um ein Jahr älter und zählt gegenwärtig siebzehn. Alle hundert Jahre auch ist es ihr gestattet, als Mensch unter Menschen zu wandeln, um sich einen Erlöser auszusuchen. Als sie das letztemal auf Erden wallte, mischte sie sich unter die Mädchen des benachbarten Dorfes und ließ sich im Kretscham beim Tanze von den jungen Burschen tüchtig schwenken. Einer hatte sie sich als alleinige Tänzerin auserwählt. Er war der schmuckste von allen jungen Männern des Dorfes und eben erst vom Militär nach Hause gekommen. Nach beendigtem Tanz begleitet er sie bis an das alte Schloß im Walde. Dort bittet sie ihn, von weiterer Begleitung abzulassen, da sie nun allein ihren kurzen Weg finden werde. Er jedoch sagt ihr Schutz bis zur Hausthür zu. Da offenbart sie sich ihm. Er schwört, sie zu erlösen. Um 12 Uhr nachts, enthüllt sie ihm, werde ich als fürchterliches Ungetüm an dich herankommen mit einem Bund Schlüssel im Rachen. Entreißest du sie mir — dann bin ich erlöst. Um Mitternacht entstand plötzlich ein gewaltiges Getöse — ein schreckliches Ungeheuer kam auf den Burschen zu. Da erfaßte ihn ein solches Grauen, daß er entfloh. Hinter sich hörte er wehklagend die

Worte: „Nun muß ich wieder hundert Jahre harren." Dies ging ihm so tief zu Herzen, daß er in seinem stillen Grame binnen kurzer Zeit starb. (Petersswaldau.)

Untergegangene Dörfer und Schlösser.

In den sogenannten Schmeisdorfer Erlen bei meinem Heimatsorte war in meiner Jugendzeit das „Krätschembürnel". An dieser Stelle sollen vor Zeiten zwei große Dörfer, deren Namen jedoch niemand mehr kennt, versunken sein. Mit welchen Gefühlen stand ich als Knabe oft vor dem Brünnlein, in dessen tiefem, rätselhaftem Grunde meine jugendliche Phantasie die Häuser jener Dörfer zu sehen vermeinte! Beim Schlammstechen fand man auf diesen Erlenwiesen längs der Zinna hinab an verschiedenen Stellen allerlei Gerätschaften, z. B. Töpfe, Teller, Löffel, morsches Bauholz, Futterkrippen u. s. w. Am zahlreichsten waren diese Funde im „Gesieriche", wo einstmals der „Rohrteich" gewesen.

(Kreuzendorf, Schmeisdorf.)

In der Nähe von Niederhermsdorf, Kreis Neisse, ist ein ziemlich großer Wald, Prosdorf oder „Prusdruf" genannt. Alte Leute erzählen: Hier, wo jetzt dieser Wald steht, war einst vor langer, langer Zeit ein großes, reiches Dorf. Die Bewohner desselben aber waren gottlos und schwelgten in lauter Sünden und Lastern. Deshalb ließ Gott der Herr den Ort untergehen wie einst Sodom und Gomorrha. Drei Kinder allein blieben von allen Einwohnern des Dorfes am Leben. Gott verschonte sie wegen ihrer Frömmigkeit. Eben waren sie auf einer Wallfahrt vom Heimatsorte entfernt, als derselbe mit Mann und Maus unterging. Von diesen drei Kindern sollen die Ortschaften Nieder-Hermsdorf, Volkmannsdorf und Mannsdorf stammen; jedes Kind nämlich baute sich dann in der Nähe des untergegangenen Heimatsdorfes eine Hütte — später kamen Häuser und wieder Häuser dazu, so daß heute drei große Dörfer da zu finden sind. Sie bilden ein reguläres Dreieck: der Wald „Prosdruf" aber liegt im Mittelpunkt —

alle drei Gemeinden haben Teil daran. Die Bauern jener Dörfer erzählen heut noch, daß sie beim Pflügen und Roden häufig auf Mauerwerk stoßen. Teilweise ist die Gegend auch sehr sumpfig. (Nieder-Hermsdorf.)

Von untergegangenen Schlössern hört man im Lande ebenfalls viel erzählen. So soll z. B. auf der Feldmark Nowag bei Neisse, im Graschwitzer Grunde, ein altes Schloß versunken sein. Der jetzige Besitzer jenes Ackerstückes, Paul Franke, will von seinem Vater häufig gehört haben, wie derselbe allerlei Bausteine von Häusern ꝛc. herausgepflügt hat. (Nowag.)

Die Sibylle.

Eine sonderbare Sage weiß das Volk von der Sibylle. Sibylla oder die Sibylle ist ihm als große Prophetin bekannt, die in einem alten Turme ihre Sünden abbüßt. In diesem Turme sind die greulichsten Ungeheuer, z. B. Schlangen, Eidechsen, Molche, Schildkröten und allerlei Ungeziefer. Das Volk, so weit es noch nicht aufgeklärt ist, denkt sich die Schildkröten als geflügelte Ungetüme. Sibylla sitzt nun in diesem Turme und näht ihr Sterbehemd. Sie ist bis zum jüngsten Tage hierher verbannt. Alle hundert Jahre macht sie einen Nadelstich — und meine Mutter wollte wissen, daß sie jetzt nur noch einen „Spätlich" zu nähen habe. Sobald das Hemd fertig ist, haben wir den jüngsten Tag. Es waren schon viele Ritter im Sibylla-Turme, um die Prophetin verschiedentlich zu befragen. Jedem gab sie ausführliche Auskunft — keiner aber kam zurück, alle fanden durch die Ungeheuer ihren Tod. Nur dem Fürsten Lichtenstein glückte es. Er ließ sich nachts an einem Gummiseile vom obersten Turmfenster, während alle Ungetüme schliefen, herab. Auf windschnellem Roß jagte er dahin — und alle zehn Meilen hatte er ein anderes stehen; das frühere fiel dann tot nieder. Auf diese Weise kam er bis über die Grenze des Gebietes der Sibylle. Da kam noch eine Schildkröte ihm nachgeflogen, um ihn zu zerreißen;

doch sie hatte keine Macht mehr über den Fliehenden, da die Grenze bereits überschritten war. Müde, setzte sie sich auf seine Schulter, und als Wahrzeichen brachte er sie heim. Über der Kirchthür meines Heimatsortes steht ein seltsam-komisches Gebilde aus Stein. (Es soll das fürstlich Lichtensteinsche Wappen jedenfalls sein.) „Dieses soll die Schildkröte bedeuten, welche Fürst Lichtenstein aus dem Sibylla-Turme mitbrachte", erzählte mir lieb Mütterlein. (Kreuzendorf.)

Woher der Name Lichtenstein.*)

Einst gingen Petrus und Christus durch einen Wald. Da hörten sie von ferne die schweren Schläge einer Holzart fallen. Als sie nun noch eine Strecke durch dichtes Gebüsch, das sich vor dem göttlichen Meister, welcher voranschritt, von selbst auseinander that, geschritten waren, sahen sie einen abgezehrten, zerlumpten Holzhacker vor sich, welcher bei Anstrengung aller seiner Leibeskräfte einen verwilderten, knorrigen Holzstock zerschlug. Als er die beiden Vorübergehenden gewahrte, ließ er seine Art nieder zur Erde sinken und warf einen tiefen, durchdringenden Blick auf die beiden Männer. Der Heiland stellte sich, als sei ihm der Arme völlig gleichgiltig, und wollte weiter gehen. Petrus aber stand still und flehte zum Herrn: „Siehe, Meister, diesen Armen. Wie elend verbringt er die Tage seines Lebens! Hilf ihm doch aus seiner Not." Die Bitte jedoch schien beim Herrn keine Beachtung zu finden. „Simon", sprach er im Weitergehen, „allen kann nicht geholfen werden — laß uns wandeln" . . .

Petrus, von dem Elend des Armen tief ergriffen, bückte sich zur Erde, hob einen Stein auf und reichte ihn dem Holzhacker als Almosen mit den Worten: „Im Namen meines Herrn, der vor mir her wandelt, sei dieser Stein ein Not- und Zehrpfennig für dein Leben." Der Arme küßte dem mitleidigen Spender dankbar die Hand, nahm den unscheinlichen Stein

*) Ich führe diese Legende unter den Sagen an, weil sie gerade hierher gehört, indem sie mit der obigen Sage in Verbindung steht.

gläubig zu sich und ließ wieder seine schweren Schläge gewuchtig durch den Wald dröhnen. Am späten Abende, als die Sonne längst ins Meer hinabgesunken, setzte der Fleißige seiner Arbeit ein Ziel. Müde und hungrig kam er zu Hause an. Auf den Stein hatte er bei all der Mühe und Last des Tages wieder vergessen. Gesättigt an kärglichem Mahl, legte er sich nach kurzem Gebete zur Ruhe nieder, indes sein getreues Weib noch im Hause schafft und schaltet. Endlich kommt sie dazu, das Bündel zu öffnen, das ihr Mann alltäglich mit heim brachte; gewöhnlich waren es vertrocknete Brotüberreste und mancherlei Wurzeln heilsamer Kräuter, welche er im Gehen gesammelt. Kaum hat sie heute das fadenscheinige, löcherige Wickeltuch aufgeschlagen — da sieht sie ein Funkeln, ein Leuchten voll wundersamer Farben, bis endlich die Stube sogar in hellster Lichtpracht erstrahlt. Noch weiß sie nicht, woher das komme, und was es bedeute, da erweckt sie voll Staunen und Furcht ihren schlafenden Mann. Von ihm erfährt sie nun, was heut früh da draußen geschehen: daß einer der beiden fremden Männer ihm einen Stein mit diesen und diesen Worten als Almosen gegeben. Sie schauen nach der Ursache des Lichtglanzes — und siehe! es ist wirklich jener geschenkte Stein, der ganz roh und unansehnlich war, jetzt aber in den goldigsten Farbenspielen funkelt und glänzt. Voll Freude fallen sie nieder auf ihre Knie, danken Gott und bitten ihn für den unbekannten Wohlthäter. Längere Zeit lebten sie so fort in Armut wie früher, gebrauchten jedoch des Abends den mirakelhaften Stein als Licht für ihr ärmliches Zimmer.

Eines Tages — es war ein Ruhetag — kommt ein Fremder vor das Haus des Holzhackers und fragt, ob der Mann bei seinen vielfachen Waldbesuchen niemals einen Funkelstein am Wege gefunden habe, da ihm ein solcher auf jenem Waldpfade dort verloren gegangen sei. Kaum hat der arme Holzhacker solches vernommen, ist er auch schon mit dem Steine heraus, um ihn an den Eigentümer zurückzustellen. Dieser erkennt seinen Stein und vergilt dem Armen den redlichen Austausch mit einem vollen Beutel Goldes. Ohne einen Dank von dem glücklichen Paare anzunehmen, ist er auf einmal in den

Bäumen und Sträuchern verschwunden. Den beiden Eheleuten erging es mit jedem Jahre besser, sie kauften ein größeres Haus mit Acker und Wald, und ihr Besitztum mehrte sich von Jahr zu Jahr. Dankbar nannten sie sich selbst „Lichtenstein". Ihre Kinder und Enkel zogen in die Ferne, um sich dort heimisch niederzulassen. Von ihnen stammen unsere deutschen Fürsten v. Liechtenstein her. Wer jener unbekannte Herr gewesen, der den Funkelstein mit einem Beutel Goldes austauschte, ist leicht zu erraten. Es war Christus selbst, der Frömmigkeit und Tugend überall segnet und tausendfach belohnt. Auch zu Petrus sprach er dann im Weitergehen süße Worte des Lobes, als er dessen mitleidiges Herz für die leidende Armut erkannt.

(Kreuzendorf.)

Der ewige Jude.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam der ewige oder „umgehende" Jude nach Habelschwerdt. In allen Häusern der Stadt, wo er um Obdach bat, wies man ihm die Thür. Am Ende der Stadt, in der „Weißgerbergasse", fand er bei ganz armen Leuten eine Schlafstelle während der Nacht. Hier prophezeite er der Stadt ein großes Unglück. Thatsächlich wütete einige Jahre darauf (1646, den 10. Oktober) ein großes Feuer in der Stadt, nur die „Weißgerbergasse" blieb verschont. — Alte Leute wollen dem „umgehenden Juden" öfters begegnet sein. So hieß es auch vor vielen Jahren einmal in meinem Heimatsdorfe: „Dar ümgiehnige Jude ihs zu Leschwitz (Leobschütz)"; viele liefen dahin, um ihn zu sehen.

Einst kam der ewige Jude in eine christliche Kirche, niemand aber sah ihn als nur ein frommer Student, der Geistlicher werden wollte. Am zweiten Tage sah er ihn wieder. Da gab man ihm den Rat, falls er ihn zum drittenmal sähe, ihn zu fragen: wer er denn eigentlich sei; denn der Student wußte es anfangs nicht, wer er wäre. Am dritten Tage ist er wieder da, und als ihn der Student befragt, erzählt er ihm seine ganze Lebensgeschichte: wie er dem kreuztragenden Heilande keine

Rast an seinem Hause gegönnt, und ihn dieser zu immerwährendem Umherwandeln bis zum jüngsten Tage verdammt habe. Nach der Zerstörung Jerusalems sei er wieder einmal in seiner Vaterstadt gewesen, habe jedoch die Stelle, wo sein Haus gestanden, nicht wiedergefunden. Gern leide er die gerechte Strafe, wenn er nur am jüngsten Tage erlöst werde und in den Himmel komme. (Kreuzendorf.)

Der Mann im Monde.

Abends, wenn der Vollmond durch die kleinen Fenster der ärmlichen Landhäuser herniederscheint, erzählt die schlesische Mutter ihrem Kinde vom Manne dort oben mit dem Erbsgebündel.

Es war einmal ein Mann, so hebt sie an, der ging alle Abende, wenn ordentliche Leute ruhig schliefen, auf Diebstahl aus. Eines Nachts wollte er wieder wo einbrechen, doch schien ihm der Mond zu helle. Um von keinem Menschen erkannt zu werden, stieg er auf den Heuboden, nahm ein Erbsgebündel und stopfte den Vollmond zu. Aber ach! der liebe Gott bestrafte ihn hart für diesen Frevel. Er blieb am Monde hängen — — und heute noch sieht man ihn im Mondbilde, wie er seine Arme ausstreckt und den Mond mit dem Erbsgebündel zustopfen will. (Kreuzendorf.)

Die entweihte Hostie.

Unweit Öls liegt der Wallfahrtsort Langewiese. Tausende fromme Seelen pilgern alljährlich dahin. Man findet daselbst eine Kapelle an folgende Begebenheit: Ein alter, böser Jude bewog durch allerlei Versprechungen das Dienstmädchen eines dortigen frommen Grafen, daß es ihm bei ihrer nächsten Kommunion eine konsekrierte Hostie bringe. Das Mädchen, vom versprochenen Golde geblendet, ließ die hl. Hostie bei der Kommunion in ihr Gebetbuch fallen und übergab sie dann dem Juden. Nachdem dieser das hl. Brot auf allerlei Weise

geschändet, vergrub er es unter einem Strauche im nahen Walde. Eines Tages fährt der Graf durch denselben Wald. Wie er zu dem Strauche kommt, bleiben seine Pferde stehen und sind durch nichts von der Stelle zu bringen. Der Graf steigt ab und sieht nach, was es wohl in diesem Strauche gebe. Zuletzt wirft er sein Taschentuch hinein. Und siehe! in demselben Augenblicke strahlt eine Hostie darauf. Zum Andenken daran ließ der Graf an dieser Stelle eine Kapelle bauen.

(Breslau.)

Von der Wünschelrute.

Die schlesischen Dörfer ganz besonders sind arg heimgesucht durch die vielen Komödiantentruppen und Zauberkünstler. Letztere stehen beim Volke in sehr üblem Rufe. Man glaubt und sagt allseitig: „Se spieln miet'm Teiwel." Die Wünschelrute, so glaubt man, könne sich leicht jeder verschaffen, wenn er Folgendes thut: Man geht zur Mitternacht an einen Haselnußstrauch, schneidet unter Anrufung des Teufels „überrücks" d. h. mit dem Rücken gegen den Strauch gewandt über dem Kopfe eine Gerte ab, die man sich vorher ausersehen. Der Teufel erscheint, und nachdem man ihm die Seele verschrieben, hat die Haselnußrute Zauberkraft erlangt. Geld, und was man nur immer will, kann man durch sie im Augenblicke hervorzaubern.

(Kreuzendorf.)

Der Teufel.

Den Teufel denkt sich das Volk als einen schwarzen Menschen mit widerlichem Gesicht, zwei spitzen Hörnern vorn am Kopf und einem Pferde- und einem Menschenfuß. Der eifrigste Katholik glaubt in diesem Kapitel seiner hl. Kirche zuwider. Diese lehrt: Der Teufel wie alle Verdammten dürfen auf keinen Augenblick aus dem höllischen Feuer entschlüpfen. Zur Zeit Christi wandelte der Teufel selbst noch auf Erden, quälte die Menschen; daher die Besessenen. Mit dem Tode

des Erlösers aber ist alle seine leibliche Macht gebrochen — er ist ewig in die Hölle verdammt und übt nur einen geistigen Einfluß auf die Menschheit aus, indem er sie zum Bösen versucht. Das ist die Lehre der katholischen Kirche. Wie aber glaubt das Volk? Das Volk weiß den Teufel noch unter sich. Dem Mörder geht er nachts zur Seite, öffnet ihm die Thüren zu den Schläfern, hält ihm während der Blutthat die Laterne. Dem Selbstmörder ist er auf alle mögliche Weise behilflich: da zieht er ihm den Strick zu, da ladet er ihm das Gewehr, da drückt er ihn unters Wasser, daß der Elende ja nicht im letzten Momente reuevoll noch ans Ufer gelange u. s. w. Was dem Volke nicht gerät, da ist der Teufel im Spiele. Nicht selten kommt es vor, daß irgend eine Sache im Hause verloren ging, und selbst bei vorsichtigstem Spähen und Suchen ist sie nicht zu finden. Was sagen die Leute? „Der Teiwel hoot a Schwanz drüber; kummt, ber wer'n a'n eiquetschen." Und wie machen sie das? Man nimmt einen Strohhalm (den Teufelsschwanz bedeutend), quengt ihn zwischen zwei Steine, betet während nochmaligen Suchens ein Paternoster und Ave zum hl. Antonius von Padua — und siehe! das Verlorene ist gefunden . . .

Vom Kirchturm meines Heimatsdorfes erzählte man sich folgende Geschichte: Der Baumeister der Kirche hatte sich dem Teufel verschrieben und mit ihm einen Pakt geschlossen. Als der Turm bis zu einer gewissen Höhe aufgerichtet war, bekehrte sich der Baumeister, fiel bald nachher vom Turme und war tot. Nun kam ein frommer Baumeister. Als dieser die Turmspitze aufgesetzt hatte, lag sie andern Morgens auf dem Anger des Spritzenhauses mitten im Dorfe. Wie oft man sie auch wieder aufsetzte, immer wurde sie über Nacht abgehoben. Heut noch steht der Turm ohne Spitze und macht durch seine originelle Form (er sieht aus wie eine alte Burgruine) einen seltsamen Eindruck. „Der Teiwel hoot a Schwanz drüber", sagen die Leute. —

Von Kirchenbauten, woran der Teufel geholfen, wissen alte Leute viel zu erzählen. So hörte ich in meinem Heimatsdorfe als Kind Folgendes: In Einsiedel (vielleicht Einsiedel

bei Würbenthal in Österreich-Schlesien — daselbst befindet sich eine prachtvolle Kirche, oder Einsiedel in der Schweiz? Auch von Maria-Zell in Steiermark soll dieselbe Sage gehen) sollte ein Gotteshaus erbaut werden. Das Werk war zur Hälfte fertig — auf einmal waren alle Mittel zum Weiterbau versiegt. Die Bewohner des Ortes kamen in die peinlichste Verlegenheit; denn aus der ganzen, weiten Umgegend pilgerten fromme Christen zum Gnadenbilde „Maria Hilf" nach Einsiedel. Der Ort hätte also, falls die Kirche nicht ausgebaut würde, eine große Einbuße erlitten, indem dann viele fromme Pilger zurückgeblieben wären. Da kommt eines Tages ein Pilger in härenem Gewande zum Pfarrer, verspricht, die Kirche in denkbar kürzester Zeit zu vollenden, wenn er ihm immer den zehnten Menschen verspräche, der bei der Einweihung in die Kirche eingeht. Der Seelsorger verspricht's, und in einigen Tagen steht die Kirche vollendet da. Die Weihe des Hauses wird unter den feierlichsten Ceremonien vorgenommen. Nun beginnt die Zählung. Der Geistliche mit dem unbekannten Baumeister stehen an der Pforte und lassen die Kirchkinder hineinpassieren. Als neun Seelen eingezogen, stellt sich auf einmal der Priester als zehnter mit geweihtem Kruzifix in die Thür. Da weicht der unheimliche Erbauer zurück. Im Nu aber reißt sich der Geistliche die geweihte Stola vom Halse und wirft sie jenem über. Da wird sie zur Kette — die Menschengestalt weicht: man sieht den leibhaftigen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß angeschlossen, wie er sich windet, Rauch und Feuer speit und einen pestilenzischen Höllengestank verbreitet. Dort, in Einsiedel soll er noch heute in einer finstern Kammer der Kirche hinter eiserner Thür angeschmiedet liegen. Alle drei Jahre einmal können ihn die Pilger offen sehen. (Kreuzendorf.)

Zwei Jahre ist es her. Da verbreitete sich auf einmal das schauderhafte Gerücht: der Teufel sei in Neisse. In Oberschlesien sei er zuerst erkannt worden. Dort ging nämlich ein Priester mit der hl. Hostie zum Kranken. Unterwegs begegnen ihm zwei Wanderburschen, von denen der eine niederfällt und

Anbetung dem Allerheiligsten zollt; der andere aber mit eigentümlicher Geberde stolz vorübergeht. Dieses war der verkappte Teufel, denn man bemerkte dann seinen Pferdehuf. Ganz Neisse war damals in Bewegung. Im Gasthofe zum Tiger sollte er logieren. Und so strömte das Volk haufenweise dahin, so daß die Polizei endlich einschreiten mußte. In einer der Kirchen von Neisse sollte ein Priester durch drei Abende zur Mitternachtsstunde eine heilige Messe lesen — dann würde der Teufel weitergehen. Eine andere Version war die: Jene beiden Wanderburschen in Oberschlesien wären beide wirkliche Menschen gewesen. Da aber der eine davon nicht hinkniete, sondern das Allerheiligste höhnte, habe ihn der Priester verflucht: auf der Stelle sei er in einen Teufel verwandelt worden. Wenn aber ein frommer Priester zur Mitternachtsstunde drei hl. Messen für ihn lese, so ist er wieder erlöst. Gerade unter den frömmsten Leuten gab es verbissene Anhänger dieser Teufelskunde. Man konnte sie durch nichts überzeugen — wurde zuletzt von ihnen selbst als Teufelsanhänger ausgeschrieen. Die Zeitungen endlich machten dieser Bewegung den Garaus. (Neisse, Bielau.)

An der Straße, die von Steinseiffersdorf (Kreis Reichenbach) über die hohe Eule führt, liegt ein Kalvarienberg, der Ölberg genannt. Auf diesem Felsen, so erzählt die Sage, stand einstens eine Burg, um deren Besitz zwei Ritter stritten. Lange hatten sie gegenseitig schon gefochten und mit Pfeilen auf einander losgeschossen: der Sieg war immer noch unentschieden. Da kommen sie endlich dahin überein: Wer von ihnen mit dem Pferde glücklich den Felsen nach der Teichseite hinabkommt, dem gehört die Burg als Eigentum. Beide spornen ihre Rosse. Der eine ruft aus: „In Teufels Namen!" der andere: „In Gottes Namen!" Der erste bleibt mitsamt dem Rosse an einem Felsen hängen und zerschellt im tiefen Abgrunde; der zweite kommt glücklich an. Von dem gewuchtigen Fall auf einen Stein wurden diesem die Spuren eines Roß- und eines Menschenfußes eingedrückt, welche heute dortselbst noch zu sehen sind. (Peterswaldau.)

Andere erzählen, daß diese Fußspuren in besagtem Stein vom Teufel selbst herrühren. Er ging nämlich eines Abends übers Gebirge. An einer Stelle, wo zufällig einmal ein frommer Mann gestanden, glitt er aus und fiel hinab bis auf jenen Stein, wo er seine zweierlei Füße abdrückte. Auch die Rutschspur will man noch deutlich erkennen.

Nach einer dritten Darstellung lautete die Sage so: Auf jenem Felsen wollte man das Bild des hl. Petrus aufstellen. Über Nacht kam der Teufel und wollte die Sache insofern vereiteln, als er die Statue in den Abgrund zu stürzen gedachte. Schon hatte er dieselbe gefaßt — — da plötzlich bekommt das tote Bild Leben; Petrus schleudert mit gewaltigem Ruck den Teufel in die felsige Tiefe. Von diesem Falle her rühren die Fußabdrücke des Teufels. (Reichenbach.)

Im Zeughause zu Glatz steht ein Gewehr, dessen Bajonett zu einer Kugel gedreht ist. Von diesem geht folgende Sage: Vor langen Zeiten wurde um die Mitternachtsstunde regelmäßig der Posten auf dem Walle verscheucht. Man behauptete: es sei der leibhaftige Teufel. Eines Abends kam ein Soldat an die Reihe, der als Trinker und Schlemmer unter den Kameraden arg verschrieen war. Er hatte bereits von dem Spuk gehört, freute sich, mit dem Teufel persönliche Bekanntschaft zu machen — da er sich durch einen Pakt Geld von ihm verschaffen könne. Um Mitternacht naht er sich ihm. Der Wachtposten tritt ihm furchtlos entgegen und fordert Geld, wofür er dem Teufel seine Seele übergeben will. Dieser aber behauptet, daß ihm seine Seele so wie so schon angehöre — er verlange die seines Kindes. Der Pakt wird geschlossen. Der Soldat verpflichtet sich, am nächsten Abende sein Kind auf den Wall zu bringen — wogegen er vom Teufel eine hohe Summe dafür erhält. Die folgende Nacht zieht der Soldat wieder auf Wache und befiehlt seinem Weibe, das Kind nachzubringen. Die gute Frau, darüber erschreckt, läuft sofort zu einem Offizier, dem sie den Befehl ihres Mannes berichtet. Der Offizier rät ihr, daß sie entweder gar nicht, oder doch nur ohne ihr Kind hinausgehe. Mitternacht naht

heran, der Teufel stellt sich ein und verlangt das versprochene Kind. Der Soldat verflucht und verwünscht seine Frau, daß sie nicht gekommen sei. Es ist nahe an ein Uhr — sie ist noch nicht hier. Da dringt der Teufel wütend auf den Soldaten ein, der ihm sein Gewehr als Schutzwaffe entgegen hält. Der Teufel jedoch biegt das Bajonett zu einem runden Knäuel um. Am andern Morgen fand man den Soldaten im Wallgraben liegen mit umgedrehtem Genick, das Gesicht nach hinten gekehrt. Er hatte nur noch so viel Leben, daß er den Sachverhalt in abgerissenen Sätzen erzählen konnte. (Breslau.)

In Klein-Kreidel bei Kloster Leubus wollte man einst eine Kirche bauen. So oft man auch Baumaterial dazu anfuhr — über Nacht war dasselbe regelmäßig vom Bauplatze verschwunden und auf einen Berg in der Nähe des Dorfes getragen, so daß man zuletzt an dieser Stelle die Kirche errichtete. Auch hier glaubte man, der Teufel sei dabei im Spiele. (Breslau.)

Der Antichrist.

Als sicherstes Zeichen des nahen Weltunterganges giebt das Volk dieses an: Es kommt die Zeit, wo durch dreißig Jahre nur Mädchen geboren werden. Nach diesen dreißig Jahren werden wieder nur Knaben geboren. Der erste Knabe von diesen — seine Mutter wird ein lediges Judenmädchen sein — ist der Antichrist. Sobald er dreißig Jahre ist, kommen wieder abwechselnd Knaben und Mädchen zur Welt. Er aber wird im Lande herumfahren mit vier schwarzen Rossen und aus seinem Wagen lauter Goldstücke unter das Volk werfen, um es für sich zu gewinnen. Wer dann so ein Goldstück aufhebt, gehört schon dem Teufel an. Henoch, der jetzt hinter der Mauer des alten Paradieses schlummert, und Elias werden zwar durch ihre Predigten viele bekehren — die Mehrzahl aber wird dem Antichrist, der sie durch Gold zu blenden sucht, anhangen. (Kreuzendorf.)

Weltuntergang.

Oft schon hieß es, an dem und dem Tage geht die Welt unter. Viele der frommgläubigen auf dem Lande harrten des Tages mit qualvollster Gespanntheit. Für gewöhnlich setzt man auf das Jahr 6000 n. Chr. den jüngsten Tag fest.

(Kreuzendorf, Zülz, Nowag rc.)

Offenbarungen.

Fromme Seelen wollen öfters im Traume oder auch während des Gebets Offenbarungen vom Himmel erhalten haben. So lief vor wenig Wochen (Mai, Juni 1883) in weiter Umgegend hier das Gerücht herum: Ein Neisser Priester habe während der hl. Messe folgende himmlische Offenbarung gehabt: Es wird in wenig Jahren eine große Trübsal über das ganze Land kommen — Hunger und Pest und ein großer Krieg werden unzählige Opfer verlangen. Wer aber dieses Gebetlein (leider ist mir dieses verloren gegangen) neunmal abschreibt, es an Bekannte und Freunde zu selbigem Thun verteilt, dann dreimal in Verbindung mit Vaterunser und Ave-Maria dasselbe am Tage betet, der bleibt von all den Drangsalen verschont. — Das Volk war voll und ganz für diese Offenbarung eingenommen, auf allen Wegen und Stegen hörte man davon erzählen. Es dauert indes immer nur kurze Zeit, dann ist alles wieder in der Tretmühle des Lebens vergessen: Gebet und Hunger und Pest und Krieg. (Neisser Gegend.)

Vom Himmel gefallene Briefe.

Ich mochte ungefähr ein Bürschchen von 12 Jahren sein, da zirkulierte in unserem Dorfe ein Brief von Haus zu Haus (d. h. eine Kopie von dem ursprünglichen), der da und da (der Ort ist mir entfallen) während der Wandlung über dem Hochaltare in der Kirche vom Himmel herunter gefallen sei. Der

Brief begann ungefähr so: „Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, auf besondere Fürbitte der heiligen Mutter Maria und des Schutzengels beschwöre ich Hunger und Krankheit und Krieg und alle wilden Tiere, wie auch die Wasserfluten, daß sie von dir weichen und keinen Schaden anrichten" u. s. w. Diesen Brief schrieb sich damals jeder ab, und so er ihn bei sich trug, war er vor allen Unglücken an Leib und Seele sicher.

(Kreuzendorf.)

Die Mickadrulle.

Fast verklungen und verschollen ist die Sage von der Mickadrulle. Sie ist jene unheimliche Waldfrau, welche die Kinder irre leitet, zu sich in ihre Hütte lockt und sie entweder gebannt hält oder gar aufzehrt. Ihre Tagesarbeit ist: Wurzelsuchen, Brauen von Giften und allerlei Zaubertränken. Mit ihrem Blicke kann sie's jemand „anthun" d. h. in zauberhafter Weise dergestalt auf ihn einwirken, daß derselbe an innerem Weh binnen kurzer Zeit stirbt. So kam sie eines Tages in die Hütte eines armen Holzhackers im Walde. Der Mann war von ihrem unheimlichen Aussehen so erschreckt, daß er nach drei Tagen starb. (Poln. Oberschlesien, Bielau.)

Das Edelreis.

Vor langen Zeiten lebte im Gebirge ein armer Müller. Er hatte drei blühende Töchter, doch lag seine Frau seit Wochen zu Bett. Man hatte ihm gesagt, es könne der Müllerin nur dann besser werden, wenn er ihr ein Kräutlein aus Rübezahls Garten verschaffe. Das Kräutlein heiße Edelreis, und so und so sähe es aus. Beim Mondenschein, nachts in der zwölften Stunde müsse es gepflückt werden. Eines Abends machte sich der Müller stillschweigend auf den Weg, das Wunderkräutlein zu brechen. Nachdem er einen weiten unwegsamen Bergpfad zurückgelegt und ungefähr an der ihm beschriebenen Stelle an-

gekommen war, begegnete ihm ein vornehmer junger Mann, der sich ihm als Prinz grüßend vorstellt.

Der Müller erzählt ihm den Zweck seiner einsamen Nachtwanderung, worauf ihm der Prinz verspricht, aus dem Zaubergarten Rübezahls ein Zweiglein Edelreis zu holen, wenn er ihm dasjenige verspreche, welches ihm, dem Müller, zu Hause am ersten entgegengelaufen komme. Der Müller, welcher gewohnt war, von seinem Hunde stets zuerst begrüßt zu werden, verspricht es ohne jegliches Bedenken. In dem Augenblicke teilt sich die hohe, undurchdringliche Mauer von Rübezahls Garten gleich einem luftigen Nebel. Nach einer Weile wandert unser Müller frohbeglückt nachhause, ohne an sein Versprechen zu denken. Noch ist er einige hundert Schritte von seinem Hause entfernt, da kommt ihm voll Freude seine Tochter Adelheid entgegengesprungen mit der frohen Kunde: es sei ein kleines Brüderchen unterdes eingekehrt. Der Müller gab seinem Weibe Aufguß vom Edelreis zu trinken, wovon die leidende Frau völlig genas. Da war die Freude groß. Am nächsten Abende aber war Adelheid, die schöne Müllerstochter, verschwunden. Nun erst beschlich den Vater ein düsteres Grauen vor dem Prinzen, und voll Schrecken gedachte er seines Versprechens. Schon war das Knäblein groß, aber niemand wußte noch etwas von der verschollenen Schwester. Auf eindringliches Bitten enthüllten die Eltern dem Sohne eines Tages die Ursache ihrer Trauer und ihres stillen Wehes. Sofort machte sich der kühne Müllerbursche auf, die Schwester auszukundschaften und zu erlösen. Nach langem, langem Suchen fand er sie tief unten in einem Felsenschlosse, wo sie als Gemahlin eines verwunschenen Bärenprinzen ein freudenleeres Dasein führte. Er erkannte sie an einem Ringe, welchen ihr einst die Mutter geschenkt und diese dem Sohne als Erkennungsmal angegeben hatte. Eben war ihr Gemahl wieder vom Menschen in einen Bären verwandelt und streifte oben im Gebirge umher. Der Bruder wollte durchaus die Schwester zur Flucht bewegen; diese aber ließ sich durch nichts bewegen, ihr dem unglücklichen Prinzen gelobtes Treuewort zu brechen. Da auf einmal erscholl den unterirdischen Gang daher ein

grausenhaftes Geraſſel und Gepolter — es dauerte einen Augenblick: da ſtand der Bärenprinz inmitten des unterirdiſchen Gemaches. Er richtete ſich auf, fiel ſeiner Gemahlin um den Hals — — und in demſelben Augenblicke ward er wieder Menſch. Jauchzend verkündete er ihr — ihre Treue habe ihn erlöſt. Von einer früheren Buhle, der er ſein Wort gebrochen, ſei er ſo lange zu einem ſolchen Zwitterleben verdammt geweſen, bis ein edles Frauenherz ihn durch ihre felſenfeſte Treue wieder erlöſe. Voll Jubel kehrten alle drei an die Oberwelt zurück in das Müllerhaus, woſelbſt ein großes Freudenfeſt abgehalten wurde. Die Müllersleute lebten noch lange Jahre; das junge Paar wie auch der wackere Burſche wurden überall vom Glück begünſtigt und ſtarben erſt im höchſten Alter. (Bielau.)

Die Hexen.

Bis heute hat ſich der Glaube an Hexen im Volke erhalten. Man beſchuldigt der Hexerei beſonders Weiber. Dieſe reiten des Nachts auf Butterfäſſern das Dorf entlang, melken die Kühe aus, ſo daß ſie keine Milch geben — beſchwören die Milch, ſo daß die Hausfrau keine Butter zuſtande bringt; auch iſt es ihnen möglich, das Vieh eines guten Bauernſtalles nach einander eingehen zu laſſen u. ſ. w. Die Kinder auf dem Lande, wenigſtens in meinem Heimatsdorfe war es ſo, ſagen zu irgend einer That, die ihnen ohne Anſtoß gelingen ſoll: „Pui, pui! Hexe . . . drei Kreizlan“, währenddes ſie dreimal ausſpucken. Dieſe Beſchwörungsformel haben ſie von den Eltern, die ſich damit vor Hexerei ſichern wollen.

Es iſt bekannt, daß am 1. Mai in der Walpurgisnacht das große Hexenfeſt auf dem Blocksberge ſtattfindet. Auch das ſchleſiſche Volk hält dieſe Nacht für hexengefährlich. Wie gut erinnere ich mich noch, daß in meiner Kindheit am 30. April abends alle Thüren und Fenſter mit ſogenannten „Hexenrütteln“ beſteckt wurden, welche die Abwehr der Hexen bewirken ſollten. Es waren dies die mit zarten Nadeln beſetzten Lärchenbaum-

zweige. Ob die Sitte heute noch sehr verbreitet ist, weiß ich zur Stunde nicht zu sagen.

Äußerlich will das Volk die Hexen an den roten Augen erkennen. Die Bauersfrauen trugen früher stets eine Handvoll Salz in der Tasche, wenn sie in den Kuhstall gingen. Trat eine Frau unter dem Vorwande ein, Milch kaufen zu wollen, und sie erkannten eine Hexe darin, so warfen sie ihr die Handvoll Salz in die Augen. Auf diese Weise schadete dann die Hexerei dem Viehe nichts. (Leobschützer, Neisser Gegend.)

Vom Mitspielen und Aufstechen.

In meinem Heimatsdorfe lebt heute noch ein Mann, Franz Brandel genannt, der irrsinnig ist. Auf welche Weise er seinen gesunden Menschenverstand plötzlich verlor, darüber gingen s. Z. die verschiedensten Gerüchte im Dorfe herum. Ich mochte vielleicht sechs, sieben Jahre alt sein, weshalb ich jetzt nur noch Dunkles davon zu sagen weiß. In meiner Erinnerung haftet es so: Brandel ging eines Tages im Garten seines Schwagers, auf dessen Wirtschaft er lebte, einher: da kommt ein fremder Mann und fragt, ob der Besitzer nicht ein Pferd (oder einen Hund?) zu verkaufen habe. Brandel bejaht es, fügt aber hinzu, daß das Pferd nicht verkauft werden dürfe, da es sein besonderer Liebling sei. Der Mann feilscht mit dem Eigentümer zwar um das Pferd, erhält es jedoch nicht, da Brandel den Verkauf nicht nachgeben will. Voll Zorn entfernt sich der fremde Käufer und ruft dem Brandel, der damals noch ledig war und in der Mitte der zwanziger Jahre stand, nach: „Warte, du sollst an mich denken" . . . Wie man damals erzählte, zeigten sich von jenem Tage an bei Brandel Spuren des Irrsinns. Die Leute sagen: „Es hat ihm jener Mann etwas mitgespielt." Zu Zeiten ist Brandel sehr boshaft, sonst aber kindgut. Jede Feder, jedes Hölzchen auf dem Wege hebt er auf und nimmt es mit nach Hause. Stundenlang sah ich ihn zuweilen am Graben mit Fußwaschen beschäftigt. Alles, was man ihm giebt, ißt er, und wenns

gleich nur Baumpilze, Besenruten oder andere undelikate Sachen sind, die ihm lose Rangen darbieten.

In seinem Wahne reiste Brandel ohne Paß einigemal bis Olmütz und weiter, wo er dann jeden Ort als seine Heimat angab, den ihm die Polizei forschend vorredete. Mit dem Teufel hat er's beständig. Heiligenbilder sind bei ihm Teufelsfratzen, in jeder Ecke stiert ihm der Böse entgegen. In einem wilden Zornausbruche, wie er mit dem Teufel haderte und die Fäuste gegen ihn ballte, sah ich ihn einst hinter einem Ziegelofen meines Dorfes.

Manche Leute sagten wohl auch: jener Pferdekäufer halte den Brandel „ufgeknuppt" (aufgeknüpft). Das Volk denkt sich das so, daß gewisse Leute, falls sie auf andere Rache führen, unter irgend welchen Zauberformeln Knoten in einen Faden knüpfen, diesen daheim verwahren und so ihre Opfer in ihrer willkürlichen Gewalt besitzen. Dasselbe gilt vom „Anstechen" oder „Aufstechen".

Hier verschaffen sich die Unholde das Bild ihres Opfers, oder schneiden sich ein solches selbst aus Papier. Mit einer Stecknadel wird dasselbe an einen geheimen Ort aufgesteckt. Nun hat der Betreffende nichts wie Unglück, hat ein unerklärliches Weh in seinem Herzen sitzen, magert alle Tage mehr ab, bis er endlich in die Grube sinkt. Von einem Geistlichen des Kreises Neisse erzählte man sich vor einigen Jahren insgeheim: ein Müllerbursche halte ihn zu Hause aufgesteckt, da er ihm seine Heirat rückgängig gemacht. Der Geistliche war und ist noch leidend. Ein hartnäckiges Nervenübel ist der Grund seines Siechtums. (Teobschütz, Neustädter, Neisser Gegend.)

Verborgene Schätze.

Was man gern besitzt und besitzen möchte, das glaubt man auch gern. So ist es mit dem Glauben an verborgene Schätze. So mancher Schlesier — und war er auch schon auf dem besten Wege der Grube zu — gab die Hoffnung, den süßen Glauben nicht auf, daß es ihm hier doch noch vielleicht

einmal besser gehen könne; daß er noch einmal zum glücklichen Schatzgräber werden könne. Dieser Wahn ließ ihm sein herbes Los wieder rosiger erscheinen; er vergaß darüber Sorge und Kummer und Arbeit und Mühe. Heute ist dieser Glaube schwächer geworden, aber durchaus nicht erstorben.

Die Schätze waren nach dem Volksglauben durch irgend eine geistige Macht da- und dorthin verbannt. Daß sie von Vorfahren zu Kriegszeiten vergraben worden sein könnten, diese Annahme war ausgeschlossen. Am öftesten dachte man sich darunter gemünztes Geld der Gegenwart — dann wohl auch lautere Klumpen roten Goldes. Ein verborgener Schatz verriet sich dadurch, daß nachts in der Geisterstunde blaue Flämmchen über die Stelle hin und her huschten, oder plötzlich eine große Feuerflamme aufsprang. Schweigsam vor allem mußte man sofort nachgraben und durfte sich durch kein Schreckbild von Erscheinungen, die der Böse vorüberziehen ließ, abwehren lassen. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich, daß der Vorbesitzer meines jetzt in Trümmern liegenden Vaterhauses erklärte: im Keller des dazugehörigen „Lehmses" (Gewölbe, Schüttboden) liege ein großer Schatz begraben, wie ihm sein Vater oft versichert habe. Leider ist dieser Keller vor einigen Monden bei Umänderung des „Lehmses" in eine Wohnung zugeschüttet worden, ohne daß jemand dem Schatze nachgegraben. Nach einer alten Tradition soll mein Vaterhaus (es war uralt) im 30jährigen Kriege längere Zeit Wachtlokal der Schweden gewesen sein. Möglich also, daß der Schatz aus jener Zeit herrührte. Wir wissen ja, daß die schwedischen Kriegsknechte viele Schätze (Monstranzen, Kelche, goldene Kreuze) vergruben, manche dann bis auf unsere Zeiten liegen blieben, da der betreffende Soldat in der Schlacht fiel oder durch andere Schickungen abgehalten wurde, seine Beute dem Versteck zu entreißen.

Das Haus, in welchem ich geboren bin und das ursprünglich meinem Vater gehörte, liegt ganz unten im Dorfe; erst, als ich schon 6 Jahre zählte, kaufte mein Vater die jetzige Besitzung im Oberdorfe. Dort, in der Nähe jenes ersten Vaterhauses waren verborgene Schätze in der Erde; denn mein

Vater erzählt so: Das Nachbarhaus von uns (jetzt Restauration) gehörte meiner Mutter Vater. Eines Nachts, als der Großvater gerade noch etwas im Hofe zu thun hatte, springt auf einmal hinten am Hause ein Feuerlein auf, brennt eine Weile und ist verschwunden. Wochen vergingen — da, eines Abends ist es wieder da; diesmal aber viel größer, so daß der Großvater glaubt, sein Haus brenne. Nun verging ein halbes Jahr, ohne daß etwas von ihm zu sehen war. Doch es kam wieder, und diesmal sprang es mitten im Hofe unter dem großen Kaulbirnbaume auf. Unterdes war dem Großvater gesagt worden: er solle, wenn das Feuer wieder aufspringe, schnell etwas hineinwerfen, einen Löffel, ein Messer 2c., dann werde etwas oben bleiben, wenn das Feuer wieder verlöschen ist. Als der Großvater das Feuer unter dem Birnbaume sah, warf er seinen Feuerstahl hinein — — am andern Morgen lag eine fremdländische Goldmünze dort, die niemand kannte. Den folgenden Abend fing der Großvater mit einem gewissen Schäfer Heinrich an zu graben. Es dauerte nicht lange, da spricht auf einmal jemand: „Du, du, was machst du denn da?" Die beiden sehen sich jedoch nicht um. Da kommt ein ganz altes Weib und schreit in einem fort: „Du, du, dei Weib! Dei Weib!" — — — Diese Worte waren in solch durchdringendem, kreischendem Tone gesprochen, daß sich der Großvater vor Entsetzen umsah. Das Weib war verschwunden, und nichts fand man als ein weißes Porzellankrügel, das mit Schmutz angefüllt war; aus dem Krügel habe ich selbst noch getrunken. Später sprang das Feuer noch oftmals bei unserem eigenen Hause hinten an der Scheuer auf; es wollte aber niemand mehr nachgraben, denn alle hatten Furcht und Entsetzen.

(Kreuzendorf.)

Der Vogelhannes.

In der „Cisterne", einem Wirtshause am Untermarkte in Glatz, starb vor vielen Jahren der Wirt. Nach seinem Tode sah man auf dem Dache der „Cisterne" ein häßliches, rotes Männlein, welches immer rief: „Dreimal Wasser und

einmal Wein." Sogar nach dem Begräbnisse des argen Wirtes blieb das Gespenst noch auf dem Dache des Hauses, so daß sich alle fürchteten, in dasselbe hineinzugehen. Da entschloß sich ein junger Priester, das Gespenst zu verbannen. Als er hinein kam, stand das Männlein vor ihm und meinte, er wäre nicht im stande, es zu verscheuchen; denn er habe als Student seinem Vater einmal ein Brot gestohlen. Als ihm der Geistliche darauf erwidert, er habe dies nur aus Not und Hunger gethan, spricht er die Beschwörung über den Unhold aus. Er verbannt ihn auf den Vogelberg, woselbst der betrügerische Cisternenwirt, denn kein anderer war das Gespenst, noch heute weiter spukt. (Breslau.)

Kynast.

Einstmals lebte auf der Burg Kynast ein adeliges Ritterfräulein, Kunigunde genannt, welches durch seine Schönheit weit und breit bekannt war. Viele reiche und vornehme Grafensöhne kamen auf die Burg Kynast, um Kunigundens Hand zu erwerben. Diese jedoch sicherte nur demjenigen ihr Herz und ihre Liebe zu, der hoch oben die Burgzinne mit seinem Rosse herum reite. So mancher tapfere Recke hatte verzweiflungsvoll den Strauß gewagt; doch alle waren in den gähnenden Abgrund hinunter gestürzt. Da kamen eines Tages drei Brüder, die Söhne eines hochadeligen Ritters aus Schlesien, vor das Burgthor geritten und begehrten Einlaß. Sofort wurde ihnen geöffnet, und alle drei waren geblendet von dem Reize und der Schönheit Kunigundens, als ihnen diese vom hohen Erkerfenster den Willkommengruß entgegen winkte. Auch diesmal blieb sie auf ihrem Vorsatze bestehen — und so begann der Älteste von den dreien seinen Todesritt um die äußerste Burgzinne. In wenig Augenblicken lag er zerschmettert im Abgrunde. Nicht anders erging es dem zweiten. Der jüngste aber hatte durch seine körperlichen und geistigen Vorzüge Kunigundens Herz so sehr umstrickt, daß sie es nicht nachgeben wollte, als er die Tour antrat. Er aber, voll Mutes, wie er

war, ließ sich nicht zurückhalten und führte das tollkühne Wagnis glücklich aus. Da kam ihm Kunigunde liebebrünstig entgegen gesprungen und wollte ihm um den Hals fallen — dieser jedoch stieß sie von sich und ritt zum Thore hinaus. Aus Verzweiflung stürzte sich dann Kunigunde von der Burgzinne hinab in den Abgrund. (Gegend um den Kynast.)

Neisse.

Über dem alten Berliner Thore in Neisse soll früher ein Löwe gelegen haben. Darüber weiß man Folgendes zu sagen: Die Stadt Neisse befehdete einst die Stadt Münsterberg. Als die Neisser den Münsterbergern vor deren Stadtthoren ein Mäßel Pulver zeigten, öffneten diese freiwillig die Thore. Den Löwen aber brachten die Sieger als Trophäe mit heim und setzten ihn über das Berliner Thor, wohinaus man nach Münsterberg geht. Wenn heute jemand inmitten eines Kampfes oder eines Wortstreites vorzeitig seinen Degen streckt, sagt man: „Der ergiebt sich wie Münsterberg." Die meisten wissen allerdings nicht, wie sie zu diesem Ausspruch kommen, und halten Münsterberg hier für den Namen eines Feiglings.

Auf dem Ringe der Stadt Neisse steht ein Haus (No. 11), das früher den Namen „zu den sieben Galgen" führte. Ein armer Handwerksbursche kehrte vor langen Zeiten (wenn ich nicht irre) im „goldenen Schlüssel" auf der Friedrichstraße ein. Dieses Gasthaus war schon seit längerer Zeit die Herberge einer verkappten Räuberbande, welche das Land längs der Sudeten bedrohte. Der Wirt zog einen hohen Vorteil von dem Gesindel, deshalb bewahrte er das größte Stillschweigen. Auch das Dienstmädchen war in die Geheimnisse eingeweiht. Als jener Handwerksbursche die wilden Gesellen und ihre Bacchanalien in dieser Schenke kennen lernte, wurde ihm freilich ein wenig bange. Er konnte sich jedoch keinen Vers darauf machen, was für Kunden das wären, da sie beim Zechtische zwar roh und ausgelassen erschienen, nie aber eine verdächtige Silbe fallen ließen. Nun war den Räubern verraten worden, daß

in der katholischen Pfarrkirche ein großer Schatz begraben liege. Er sei in einer Kammer, in welche eine eiserne Thür führe. Der Schlüssel dazu sei in die Wand eingemauert, doch sei die Stelle kenntlich. Es wurde ein Abend festgesetzt, an dem der Einbruch in die Kirche geschehen sollte. Zum Glück wurde alles vorher verraten, vier von den Räubern im „goldenen Schlüssel" gefangen genommen und auch der Wirt mit dem Dienstmädchen zur Untersuchung gezogen. Da man auch den Wanderburschen im Hause unter den Räubern fand, wurde auch er als Beteiligter aufgegriffen. Man ersann die fürchterlichsten Martern, um ihm ein Geständnis auszupressen. Er jedoch, unschuldig wie er war, wußte kein Wort zu sagen. Nachdem man ihn schon gefoltert, geschunden und gegeißelt hatte, wurde er mit den vier Räubern, dem schuldigen Wirte und dem Dienstmädchen an einem Tage vor dem Hause Nr. 11 aufgehängt. Dort, wo am Wege nach Neuland das Kreuz steht, begrub man ihn. Nach vielen Jahren erst kam seine Unschuld an's Licht. Der Räuberhauptmann, bei der Gefangennehmung seiner vier Spießgesellen entflohen, stellte sich nun selbst, um für die Unschuld des armen Handwerksburschen zu zeugen. Er sagte aus, daß derselbe in keinen Plan seiner Bande eingeweiht war — überhaupt nichts von all ihrem gottlosen Treiben gewußt habe. Daraufhin begab sich eine große Prozession aus der Stadt unter Vorantragung von Kirchenfahnen und Kreuzen an jenen Ort, wo der unschuldige Märtyrer verscharrt lag. Seine Leiche wurde ausgegraben und unter feierlichem Glockengeläute auf dem Stadtkirchhofe, der damals um die Pfarrkirche herum war, beigesetzt.

(Neisse.)

Auf dem Walle vor'm Zollthore der Stadt Neisse sah der wachthabende Posten allnächtlich einen Bären den Damm herauf gekrochen kommen. Derselbe kam schnurstracks auf den Soldaten los, balgte sich mit ihm herum, strich ihm besonders mit der mächtigen Tatze längs des Rockes herunter und lief dann wieder davon. Nächsten Tag bei der Besichtigung aber erhielt der Posten, dem ein Knopf am Rocke fehlte, drei Tage Arrest. So geschah es längere Zeit hindurch. Nun mußte

zufällig ein recht beherzter Bauernsohn die Wache vor'm Zollthore antreten, der ungefähr ahnte, wie sich die Sache verhielt. Wirklich kommt der Bär wieder angetrottet. Der Soldat jedoch versteht keinen Spaß, sondern schießt auf Meister Petz los, daß derselbe den Wallgraben hinunter stürzt. Am nächsten Morgen fand man den Oberst dort in eine Bärenhaut eingehüllt. Dieser soll ein solcher Unmensch gewesen sein, daß es seine größte Freude war, einem seiner Soldaten Strafe diktieren zu können. (Bielau.)

In St. Rochus bei Neisse lebte vor Zeiten ein frommer Bauer, der alle Tage die hl. Messe besuchte, ehe er seinen Geschäften nachging. Eines Tages, als der Himmel mit schlechtem Wetter drohte, fuhr er frühzeitig auf's Feld, um seinen Acker noch fertig zu pflügen. Endlich läutet die Meßglocke. Da kommt ein Engel, nimmt ihm die „Staatzen" (Handhaben am Pfluge) aus der Hand und befiehlt ihm, vorerst in die Kirche zu gehen. Der Bauer thut's, und als er zurückkommt, ist sein Feld fertig gepflügt. Ein Bild an einem der Kreuze nach St. Rochus zu veranschaulicht diese Begebenheit.

N. B. Eine gleiche Legende erzählt die kath. Kirche aus dem Leben des hl. Isidor, der bekanntlich auch Landwirt war.

(Nieder-Hermsdorf.)

Annaberg.

Zwischen Cosel und Groß-Strehlitz auf dem rechten Oderufer liegt der Annaberg, bekannt als Wallfahrtsort. An seinem Fuße steht eine kleine Kapelle. Als noch ringsum lauter Wald war, trennten sich hier drei Brüder, von denen jeder ein Handwerk gelernt hatte, und gingen in die weite Welt, der eine dahin, der andere dorthin. Nach vielen Jahren begegneten sie sich zu gleicher Zeit an derselben Stelle wieder. Anfangs erkannten sie einander nicht, bis sie sich endlich ihre Lebensgeschichte erzählten. Aus Dank und Freude bauten sie diese Kapelle.

Vom Annaberge selbst weiß das Volk, daß der alte Graf Gaschin (das Volk sagt: Kaschin) es war, welcher den Ort nach dem Vorbilde Jerusalems umschuf. Schon als er noch ein kleines Knäblein war, starb ihm seine Mutter. Deshalb säugte er an einer abgerichteten Löwin. Staunenerregend war daher auch seine Stärke. Er war im stande, ein Dutzend auf einander gelegte zinnerne Teller, ein ganz neues Pferdehufeisen und andere Dinge mit Leichtigkeit zu zerbrechen; einen schwergeladenen Erntewagen konnte er im vollen Laufen mit einem Ruck zum Stillstehen bringen, wenn er mit einer Hand in's Rad griff u. s. w. Als dieser Graf Gaschin die Herrschaft antrat, reiste er nach Jerusalem und entwarf sich einen genauen Plan von allen hl. Orten, so daß er dann den Annaberg genau nach jenem Muster umschaffen ließ. Dies erforderte jedoch ein solch großes Kapital, daß der Graf nichts mehr besaß als seine silbernen Knöpfe am Rocke. Aus Verzweiflung, den Plan nicht ausführen zu können, starb er. In einer der Kapellen begrub man ihn. Gleich darauf erschien er nachts seinem Sohne. Er war schwarz gekleidet, trug eine schwarze Binde um den Mund und überreichte ihm einen schwarzgesiegelten Brief. In diesem Briefe flehte er den Sohn an, er möge den Bau vollenden, auf daß er, sein Vater, der ewigen Seligkeit teilhaftig werde. Bleibe das Werk unvollendet, so sei er ewig verdammt, da er ja an Gottes Gnade verzweifelt habe; falls aber der Ausbau zu stande komme, sei er erlöst, um der vielen Gebete willen, die an diesem Orte aus gläubigen Herzen zum Himmel dringen würden. Getreulich vollzog der Sohn den Willen seines Vaters. Der junge Graf liegt (wenn ich mich recht erinnere) in der Wallfahrtskirche („Himmelfahrtskirche") selbst begraben. Die Gruft ist nicht tief, so daß man den metallenen Sarg mit dem Kruzifix darauf sehr genau sieht; ein eisernes Gitter ist darüber. An den beiden mächtigen Säulen in der Nähe, welche das Gewölbe der Kirche tragen helfen, hängen die großen Porträte der beiden Grafen. (Annaberg, Kreuzendorf.)

Das Schwedendenkmal bei Nowag.

Auf der Feldmark des Dorfes Nowag, links des Weges von Neisse nach Groß-Karlowitz steht mitten auf einem Beete eine ungefähr drei Meter hohe, vierkantige Granitsäule, deren dem Wetter besonders ausgesetzte Seiten schon sehr verwittert sind. Auf einer Seite liest man 1518, auf der anderen 1644. Der oberste Aufsatz zeigt ein Reliefbild — Christus am Kreuze mit Johannes und Maria zu Seiten, Magdalena fehlt. Niemand wußte von dem Denkmale etwas zu sagen. Vom früheren Hauptlehrer Rohner aus Groß-Karlowitz erfuhr ich Folgendes: Im Jahre 1518 entband hier eine verwiesene österreichische Gräfin von einem Knäblein. Die Zahl 1644 ist im 30jährigen Kriege von den Schweden eingemeißelt worden, da ein schwedischer General an derselben Stelle im Kampfe fiel.

(Groß-Karlowitz.)

Leobschütz.

Unweit der Pfarrkirche zu Leobschütz befindet sich das sogenannte „Schwedenkirchel" oder „Heidenkirchel" — sonst ist es wohl auch „Angst-Christi-Kirchel" geheißen. Von diesem Kirchel will man ganz bestimmt wissen, daß es die Schweden im „Schwedenkriege" (30j.) zu ihren heidnischen Opferungen erbaut hätten. In seiner Nähe ist die Schwedenlinde, ein uralter, mächtiger Baum, in dessen Höhlung wohl ein kleiner Tisch Raum fände. Die schwedischen Soldaten pflanzten ein Lindenbäumchen, als sie von Leobschütz abzogen; daraus ist die „Schwedenlinde" emporgewachsen.

Zur Stadt Leobschütz gehört der mächtige Forst „Buchwald". Er erstreckt sich längs der Chaussee nach Hotzenplotz wohl eine Meile lang und ist im Sommer der liebste Ausflugsort der Leobschützer. Diesen Wald soll der König Ottokar von Böhmen der Stadt als „Patenknispel" geschenkt haben. Zum Danke dafür nannte man die Straße, welche nach dem „Buchwalde" hinaus führt, die „König-Ottokar-Straße".

(Leobschütz, Kreuzendorf.)

Walstatt.

Zwischen Neumarkt und Liegnitz, ungefähr eine Stunde von Walstatt entfernt, liegt der Koischwitzer See, der mit dem Kunitz-See in unterirdischer Verbindung stehen soll. Nach der Tatarenschlacht 1241 sollen die Mongolen das abgeschlagene Haupt Heinrichs des Frommen auf einer Stange vor das Schloß Liegnitz gebracht und um Übergabe gebeten haben. Vergebens! Da warfen sie das fürstliche Haupt aus Wut in den Koischwitzer See. Nun heißt die Sage: Es werde dereinst ein mächtiger morgenländischer Fürst mit großer Heeresmacht dahergezogen kommen, sein Streitroß mit güldenem Ringe an einem Baum des dortigen Ufers befestigen — die Rosse seines Heeres werden den See ausschlürfen: und alsdann werde sich das unversehrte Haupt Heinrichs zeigen.

(Schles. Provinzbl. 1869. S. 466.)

Nicht weit von Walstatt, zwischen Oyas und Janischkolonie ist eine moorige Wiese, auf welcher ein frisches Brünnlein zu finden ist, das „St. Hedwigsbrünnlein" genannt. Die Heilige wanderte einst während der Nacht von Liegnitz nach Trebnitz (nach anderen war es ein heißer Sommertag). Um ihren Durst zu löschen, bohrte sie mit ihrer Ferse ein Loch in den Sumpfboden — und siehe! es sprudelte klares Trinkwasser hervor. Noch heute besteht diese Silberquelle, und allerlei Wunderkräfte werden ihrem Wasser zugeschrieben. (Breslau.)

Der hl. Stein bei Mauschwitz.

Mauschwitz ist ein Dorf im Kreise Neisse. Daselbst lag bis vor einigen Jahren ein großer, oben abgeflachter Stein auf dem Felde, von dem man allseitig erzählte, daß die hl. Jungfrau Maria einst auf ihm gekniet habe. Deutlich waren die Abdrücke der Knie und der Fußspitzen zu sehen; auch der Eindruck eines niedlichen Kinderfußes und ein kleines rundes Grübchen, wie von einem Stäbchen herrührend, waren darauf zu bemerken. Man erzählt, daß dieser Stein nach Mannsdorf

geschafft wurde, um als Grundstein der neuen Kirche zu dienen. Am nächsten Morgen war er verschwunden — man fand ihn am alten Platze wieder, woselbst er schon seit vielen hundert Jahren gelegen. Die jetzige Besitzerin jenes Ackerstückes hatte jemand kontraktlich zugesichert, die Fläche von den Bäumen und Sträuchern befreien zu dürfen, so daß der Acker ganz rein würde. Dabei aber hatte sie gebeten, den hl. Stein unberührt liegen zu lassen. Der rohe Mann jedoch, jeder Pietät bar, ließ den Stein in's Dorf schaffen und zersprengte ihn in eine Menge kleinerer Bausteine. Es entspann sich darob ein Prozeß, dessen Ausgang mir unbekannt ist. (Nieder-Hermsdorf.)

Czenstochau.

Streng genommen, gehört diese Sage nicht in dieses Buch, da der Ort, an den sie gebunden ist, bereits jenseits der Grenze unseres Heimatslandes liegt; ich teile sie aber mit, da sie in unserem schlesischen Volke tief eingewurzelt ruht. Das Volk aber erzählt so: Einst saßen die Apostel beisammen und stritten sich, wie man die hl. Maria malen solle: ob als Jungfrau, ob als Mutter. Auf einmal — nach langem Hin- und Herstreiten — übermannte sie alle der Schlaf. Als sie wieder erwachten, war die hl. Maria als Gottesmutter auf der Tischplatte abgemalt — gleich nachher aber wieder verschwunden. Nun war aller Streit geschlichtet. Der Evangelist Lukas, der zufällig auch unter den Aposteln gesessen, malte die Gottesmutter in derselben Weise auf, wie sie vorhin auf der Tischplatte gestanden. Dieses aber ist das heutige Gnadenbild in Czenstochau. In den Polenkriegen trug man es dem Heere voran, und die Feinde wollen gesehen haben, wie die Mutter Gottes alle Kugeln um sich her in ihre Schürze auffing; deshalb riefen sie einander zu: „Zielt nur dort nach der schwarzen Frau." Sie wußten nämlich nicht, daß es nur das Gnadenbild sei. Man wurde endlich des Bildes habhaft und wollte es als Beute mit fortnehmen. Ein Kriegsknecht sollte es auf einem Wagen mit zwei Pferden fortschaffen. Ob derselbe

auch noch so sehr auf die Pferde einhieb, sie wollten nicht von der Stelle. Voll Wut warf er das Bild vom Wagen herab in eine Pfütze und schlug zweimal mit der Peitsche nach ihm. Die beiden Striemen sind auf der Wange der hl. Maria sehr deutlich zu sehen. Ein Priester, welcher hinter einem großen Stein am Wege die ganze Szene belauscht hatte, kam nun, als der Wagen davongefahren, hervor, wusch das Bild rein und trug es an seinen alten Bestimmungsort, in das einsame Waldkirchlein. Später baute man an geeigneterer Stelle eine schöne Kirche und trug das Bild unter feierlicher Prozession dahin; am Morgen jedoch war es wieder an seinem alten Platze, so daß man dorthin die Wallfahrtskirche baute. Zwanzig, dreißig Meilen in der Runde reisen die Leute dahin, um zur hl. Mutter Gottes zu beten. Unsere Schlesier besonders haben zu dieser Mutter Gottes großes Zutrauen, und alljährlich wallfahren Tausende dahin. Es befindet sich daselbst auch der „heilige Brunnen", dessen Wasser die schlimmsten Krankheiten zu heilen vermag. Meine liebe, gute Mutter versichert fest, als Mädchen von einem hartnäckigen Beinübel durch das hl. Wasser befreit worden zu sein. Jeder Pilger bringt ein Fläschchen voll heim. Dieser hl. Brunnen soll mit dem Teiche Bethesda in Jerusalem in Verbindung stehen. In Annaberg, im Thale Josaphat, ist ein Teich, die „sieben hl. Qualer" (Quellen) genannt. Jeder Wallfahrer zieht sich hier die Schuhe aus und watet in dem Teiche herum — in dem frommen Glauben: von allerlei bösen Hautübeln befreit zu werden oder verschont zu bleiben. Dieser Teich steht mit dem hl. Brunnen in Czenstochau in Verbindung. Wie man das wisse? Mein Mütterlein erzählt: Eines Tages warf man ein junges Gänsel in den hl. Brunnen — — nach kurzer Zeit kam es wohlbehalten zu einem Quale (Quelle) des hl. Teiches in Annaberg heraus.

O frommer Kinderglaube, daß du doch ewig nicht zu Grunde gingest!

(Kreuzendorf.)

Von der Blindschleiche

sagt man: Sie ist einmal so frech gewesen, daß sie einen Reiter auf dem Pferde stach, und er sofort tot herabfiel. Dafür ist sie vom lieben Gott mit Blindheit geschlagen worden. Das Volk hält die Blindschleiche für die giftigste aller Schlangen und strebt ihr eifrig nach dem Leben. (Kreuzendorf.)

Die Bienen

und die allerheiligste Dreifaltigkeit sind nicht zu ergründen. Ein sehr reiches Edelfräulein, das die Bienen ganz besonders liebte, wollte doch gern einmal zusehen, wie die Bienen inwendig Honig und Wachs bereiten. Da ließ sie sich zwei gläserne Bienenstöcke machen; in den einen stellte sie sich und schaute den Bienen in dem anderen zu. Die fleißigen Immen jedoch verklebten vorerst alle Wände mit Wachs, ehe sie inwendig zu arbeiten begannen — und so sah das Edelfräulein nichts von ihrem Geheimnis. Deshalb sagt das Volk: „Die Bienen und die hl. Dreifaltigkeit sind nicht zu ergründen."

(Kreuzendorf.)

Vom Drachen.

Unter den Drachen denkt sich das Volk rätselhafte Ungeheuer. So viel man auch von ihnen erzählt, so wenig weiß sie doch jemand genau zu beschreiben. Daß die Drachen einen langen Schwanz haben, ist bekannt (daher die populären Ausdrücke „geschwänzter Drache", „Drachenschwanz") — ebenso weiß man von zwei Flügeln und einem großen bezahnten Rachen zu sagen. Nach dem Volksglauben fliegt der Drache nur des Nachts, weshalb ihn noch keiner genau gesehen. Doch giebt es auch feurige Drachen, welche das ganze Luftmeer erleuchten. Es giebt gute und böse Drachen; die ersteren werfen einen Sack voll Gold zum Schornstein herunter, die letzteren holen die Kinder den Eltern weg. Wenn irgend einer auf unbekannte Weise zu Reichtum und Wohlstand gelangt, sagt man: „Inne, dar koan leicht räden — dam hoot's ju doch ock

der Trache zur Feieresse runder geschmissen." Legt ein ganz junges Huhn ein allzu kleines Ei, oder „flößt"*) eine alte Henne ein Ei, so hieß es früher, das seien Dracheneier. Mein Vater sah den „Trach" oftmals über das Dorf ziehen. Er war vorn ungefähr ein halb Meter breit, lief immer spitzer zu und war so lang wie ein Wiesebaum. (Ein Wiesebaum ist eine lange Stange, gewöhnlich ein junger Lärchbaum — Lärboom — die man im Sommer über die Heufuder spannt.) Er flog fast blitzschnell dicht über den Dachfirsten hin und war von einem blauen Feuerscheine — wie brennender Spiritus — umgeben. Mein Vater bezeichnete mir auch ganz genau die Wirtschaft, wo der Feuerdrache immer auffiel. Wer ihm etwas verspricht, dem bringt er Getreide; wer ihm nichts zukommen läßt, dem sackt er das Getreide auf und stiehlt ihm das Geld weg. Der Drache ist ein höllischer Geist. Einmal fährt ein Bauer aus Kreuzendorf, dem der Drache auch oftmals Getreide brachte, in die Mühle nach Füllstein (Österreich) und will solches Drachengetreide mahlen. Der Müller besieht sich das Getreide — — es hat lauter braune Spitzen, als ob es versengt sei. . . . Dann spricht er zu dem Bauer: „Vetter, wu seid Ihr denn har?" „Inne, vu Kreizdorf bien ich", spricht dieser wieder, worauf ihm der Müller erwidert: „Do moahlt Ich ock doas Getreede alleene, ich wiel nischt wissen dervu." Später erkundigte sich dieser Müller in Kreuzendorf um den betreffenden Bauer und erzählte vom Drachengetreide. Dieser Bauer, welcher stets einen Hut ohne Krempe (nur vorn war dieselbe als Schild ein Stück daran) und eine blaue Jacke (Kascheet) trug, verkaufte zuweilen 20—30 Sack Getreide auf einmal, so daß sich selbst zuletzt der Getreidehändler in Leobschütz wunderte. Damals kauften die österreichischen Fuhrleute alles Getreide im Dorfe auf, so daß niemand Sonnabends zum Wochenmarkte zu fahren brauchte; dieser Bauer jedoch lieferte alles nach Leobschütz, um nicht einmal durch sein Drachengetreide verraten zu werden. (Kreuzendorf.)

*) Trägt eine Henne ein reifes Ei, das aber noch nicht mit der Kalkschale überzogen ist, und man wirft oder schlägt sie, oder es geschieht ihr sonst ein Unglück, so läßt sie das Ei fallen, was man dann „flößen" nennt.

In Bielau bei Neisse flog früher der Feuerdrache sehr oft über's Dorf hin. Eine bestimmte Gestalt konnte man nicht erkennen, da er von einem dichten Feuerschein umgeben war. Flog er niedrig über den Häusern dahin und war sein Aussehen ein blendend gelbes, so trug er große Schätze an Gold oder Getreide mit; flog er jedoch hoch und war der Schein matt und fahl, so war er arm. Auch hier denken sich die Leute unter dem Drachen den Teufel selbst, der einem Bauer das Getreide „auffackt" und es dem andern zuträgt. Der Nachtwächter daselbst will neulich erst wieder den Feuerdrachen gesehen haben. (Bielau.)

Das Volk ist jetzt größtenteils der Meinung (mein Vater erzählte es mir und auch an vielen anderen Orten hörte ich es wieder): der frühere Papst, Pius IX., habe die Drachen und viele andere Schreckgestalten auf hundert Jahre verbannt.

Peterswaldau.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges, um das Jahr 1632, besaß Graf Gellhorn die Herrschaft Peterswaldau, welche jetzt dem Grafen Stolberg-Wernigerode gehört. Dieser Graf Gellhorn war ein arger Mann. In einer finstern Nacht stürzte ihn der Teufel durch ein Fenster seines Schlosses zwei Stock herab. Seitdem sieht man an der Mauer einen roten Blutstreifen, der trotz allen Tünchens nicht ganz verwischt werden kann. (Peterswaldau.)

Silberberg.

In der alten Festung Silberberg ließ der alte Fritz während der schlesischen Kriege einen Brunnen graben. Derselbe ist ungeheuer tief und kostet genau einen Dukaten weniger als die ganze Festung. Aus Ärger warf der König diesen Dukaten in den fertigen Brunnen, daß gleiche Rechnung sei. (Silberberg.)

Vom Umgehen.

Wenn in Schlesien irgend wer stirbt, von dem man ungefähr weiß, daß sein Paß für den Himmel nicht ganz in Ordnung war, so giebt man sich bei dem leisesten Geräusch und Gepolter im Hause dem Glauben hin: der Betreffende „geht um". Als Umgehorte sind besonders die Wegekreuze und Heiligenstatuen an Kreuzwegen bekannt.

Auf dem Wege von meinem Heimatsorte nach dem Dorfe Roben steht ein hohes hölzernes Kreuz mit vier Lindenbäumen zu Seiten — es heißt das „Pfarrkreuz", da vor der Separation die Pfarr-Wiedmut daran gelegen war. So furchtlos wir Knaben auch am Tage bei dem Kreuze spielten oder gar die zahlreichen Sperlingsnester in den hohlen Lindenstämmen ausnahmen; am Abende war niemand dahin zu bringen. Von den Eltern hatten wir gehört, daß dort allabendlich einige Lichter brennen und eine dunkle Gestalt zu sehen sei. „Es geht um beim Pfarrkreuze", hieß es allgemein. (Kreuzendorf.)

Geht man den Feldweg von Korkwitz, Kreis Neisse, nach Beigwitz, so steht an der Straße von Franzdorf nach Neisse, welche den Feldweg kreuzt, ein altes Denkmal des hl. Johannes v. Nepomuk, von zwei großen Linden beschattet. Auch hier soll es früher nicht recht geheuer gewesen sein. Eines Nachts fuhr ein Fleischer diesen Weg. Wenige Schritte vor dem Johannes sah er, wie eine gespensterhafte wolkichte Gestalt über den Weg huschte. Davon war das Pferd so erschrocken, daß es keinen Schritt weiter that und nach derben Züchtigungen einen weiten Umweg über die Felder machte.

(Korkwitz.)

In Nowag an der Zaunecke des „Hildebrandgartens", gegenüber der Schule, steht ein etwa 60—80 cm hohes steinernes Kreuz. Von diesem erzählt man im Dorfe: Es erschossen sich hier gegenseitig zwei schwedische Offiziere zur Zeit des 30jährigen Krieges. Einer von ihnen kommt allnächtlich in Gestalt eines schwarzen Hundes wieder. Manche behaupten, daß ihnen der Hund weite Strecken Weges von diesem Denksteine an zur späten Nachtzeit gefolgt sei. (Nowag.)

Kommt man von Nowag aus an das Dorf Stephans-

dorf, so erhebt sich rechts des Weges eine steile Graslehne, welche mit Linden und allerlei Sträuchern bewachsen ist und zur Nutznießung des Lehrers gehört. Hier sollen sich abends die Bäume zur Erde neigen und ebenfalls ein schwarzer Hund umgehen. (Nowag.)

Auf der Grenze zwischen Nowag und Groß-Karlowitz steht ein großer Kirschbaum, an welchem sich einst ein Kuhhirt, „Kälberpalzer" (Balthasar), erhängte. Die Leute wollen wissen, daß derselbe jeden Abend mit seinem eigenen Kopfe unter dem Arme umgehe und allerhand Spuk treibe. Wer zur Dunkelstunde noch auf jenes Feld hinausgeht, dem wird stets gesagt: „Na, do luuß Dich ock nich Kälber-Palzern nahmen." (Nowag.)

Ehre Deine Eltern.

Eine Mutter und eine Tochter wallfahreten zusammen nach Annaberg. Unterwegs entspann sich ein heftiger Streit zwischen ihnen, der so weit führte, daß die lieblose Tochter sich vermaß, der Mutter in die Haare zu fahren. In demselben Augenblicke aber war die gottlose Hand so fest in die Haare der Mutter verwachsen, daß es nicht möglich war, sie zu lösen. Voll Reue und Schmerz warfen sich beide oben in der Wallfahrtskirche am Hochaltare nieder und beteten inbrünstig zur Hochgebenedeiten um Fürsprache. Da löste sich die Hand wie von selbst vom Haupte der Mutter; die Tochter aber ward von Stunde an das folgsamste Kind, was es je gegeben.

Kleine Kinder, welche aus Mutwillen ihre Eltern schlagen, sucht man von dieser häßlichen Untugend dadurch abzubringen, daß man sagt: „Du! Du! 's Himmeljesela (Jesulein) schilt (scheltet) — — de Hand wird Der zum Grabe rauswachsen, do wirst D'is hoan . . ."

Von den Schwedenschanzen,

deren es bekanntlich viele in unserer Schläsing giebt, geht allgemein die Sage: daß sie von den schwedischen Soldaten im 30jährigen Kriege als Schutz gegen die Feinde aufgeworfen

seien. Jeder Soldat trug einen Helm voll Erde herbei — da war die Schanze schon fertig: so viel Schweden gab's damals in unserem Lande.

In neuerer Zeit hat man nachgewiesen, daß diese Erdwälle nicht von den Schweden herrühren, sondern ursprünglich alte Ringwälle oder vielleicht heidnische Opferstätten und Begräbnisplätze waren.

Zobtenberg.

Vor langen Zeiten stand oben auf dem Zobtenberge ein großes Schloß, welches von einer reichen Gräfin bewohnt war. Dieselbe hatte einen abgerichteten Bären, der so gern Fische fraß. Von Zeit zu Zeit mußte das Dienstmädchen den Berg hinabsteigen und solche besorgen. Eines Tages war sie wieder ausgegangen, um für Meister Petz ein Lieblingsgericht einzukaufen. Dieser aber folgte ihr stillschweigend nach und begegnete ihr am Fuße des Berges, als sie schon mit gefülltem Korbe zurückkehrte. Der Bär kam dicht an sie heran und ging schnobernd hinter ihr drein. Da nahm das Mädchen einen Fisch, hielt ihn dem Bären vor, um ihn jedoch gleich wieder in's Körbchen zu thun. Darüber ward der Bär so ergrimmt, daß er auf das Mädchen eindrang, ihm den Kopf abbiß, die Fische im Körbchen auffraß und dann in den nahen Wald flüchtete. Die Gräfin, als sie davon Kunde erhielt, ließ an der Stelle, wo dies geschehen, eine kopflose Mädchenfigur mit einem Körbchen am Arm aus Stein meißeln, zu deren Füßen der Bär und des Mädchens Kopf zu sehen sind. Das Denkmal steht heute noch. (Protschkenhayn.)

Einhorn und Löwe.

Als die Tiere erschaffen waren, stritten Einhorn und Löwe mit einander um die Königswürde. Das Einhorn wäre Sieger geblieben; doch im entscheidenden Momente sprang der Löwe hinter einen Baum, und das Einhorn, das schon im Anlaufe war, spießte sich mit seinem Horn in den Baum ein. Da kam der Löwe und fraß es auf. So wurde er der König im Tierreiche.

(Kreuzendorf.)

Märchen.

„O, wie wird mein Herz so weit,
Wie so hell mein Sinn!
Märchen aus der Kinderzeit
Treten vor mich hin."

Freiligrath.

Vom alten Schloß und den sieben Geistern.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Sohn. Eines Tages ging durch das Dorf, in welchem der Mann wohnte, ein alter Jude und kehrte bei diesem ein. Er hätte gern dessen kleinen Jungen mitgehabt. Der Vater liebte zwar seinen Sohn sehr, aber da ihm der Jude eine große Summe Geldes dafür bot, so wurde der Kauf abgeschlossen, und der Knabe mußte das Elternhaus verlassen. Seine Mutter war schon lange tot und der Vater sehr geizig. Als die beiden mit einander gingen, kamen sie an einem Garten vorbei, und der alte Jude sagte zu dem Knaben: „Hier hast Du einen Sack; mit diesem gehst Du in den Garten; daselbst wirst Du an einem Pfahle ein altes Schloß angebunden finden; das nimm, lege es in diesen Sack und komme wieder zurück. Bleibe aber nicht zu lange, sonst schließt sich die Thür, und Du kannst nicht heraus. Hier hast Du auch einen Ring mit, wenn Du ja einmal in Not bist, so brauchst Du denselben nur zu drehen — gleich wird Dir geholfen sein.“ Der Knabe ging. Und als er mitten im Garten war und die schönen goldenen Äpfel an allen Zweigen hängen sah: da vergaß er auf alles, sättigte sich an den süßen Früchten und füllte alle Taschen mit solchen an. Endlich war es Abend geworden; da fiel ihm sein altes Schloß ein. Er suchte im Garten umher und fand es an dem bezeichneten Pfahle angebunden. Nachdem er es in seinen Sack geworfen, wollte er aus dem Garten wieder heraus —

jedoch die Thür war schon verschlossen. In seiner Herzensangst jammerte und weinte er — auf das Ringlein hatte er ganz vergessen. Er rang die Hände zum Himmel empor und bat um Erhörung. Da sieh! Bei dem Händeringen und Winden hatte sich das Ringlein gedreht, und im Augenblicke standen sieben gute Geister vor ihm, welche sprachen: „Ew. Königliche Majestät, was schaffen und befehlen Sie?" „Ja," sagte der Knabe, „ich bin ein rechter König; helft mir lieber aus dem Garten hinaus." Die Ringgeister bedauerten, dessen nicht mächtig zu sein; er solle aber die Geister des alten Schlosses in seinem Sacke citieren, die werden ihm schon helfen. Der Knabe that's, drehte den Schlüssel herum — und wiederum rufen ihm sieben vor ihm stehende Geister zu: „Ew. Königliche Majestät, was schaffen und befehlen Sie?" „Daß ich aus diesem Garten hinausgeführt werde," war des Knaben Antwort. Es dauerte kaum einen Augenblick, war er auf der Straße; der alte Jude aber war nicht mehr zu sehen. Lustig wanderte er die Straße entlang in die weite Welt hinein — fort, fort von seinem herzlosen Vater. Da kam er vor eine Stadt, in der ein mächtiger König wohnte. Derselbe hatte ein wunderholdes Töchterlein. Diesem sandte er einen Teller voll von jenen purpurgoldenen Wunderäpfeln aus dem Zaubergarten und ließ anfragen, ob er sie freien dürfe. Kaum hatte die Königstochter einen Apfel gekostet, ließ sie auch schon den Fremdling zu sich hereinrufen. Der König war stets seiner geliebten Tochter zu Willen, deshalb hatte er nichts dagegen einzuwenden. Da erschien er nun, unser Landknabe, schmuck und aufgeputzt wie der reichste Prinz; denn Kleidung und alles hatten ihm die Geister im Nu besorgen müssen. Er bezauberte die Königstochter so sehr, daß sie sofort eine brennende Liebe in ihrem Herzen zu ihm sich regen fühlte. Der König bestürmte ihn mit Bitten, nicht mehr von seinem Hofe zu weichen. So blieb er denn und verlebte herrliche Tage. Es dauerte auch gar nicht lange, so wurde die Hochzeit gefeiert. „In der Brautnacht," so hatte er seinen Geistern befohlen, „baut ihr mir das schönste Schloß geradeüber vom alten königlichen Schlosse, wo jetzt der Sumpf ist." So geschah es

auch. Und kaum waren die letzten Gäste nach Hause gegangen und alles zur Ruhe, da kamen die sieben Schloßgeister und trugen das süßträumende Ehepaar still und ruhig hinüber in das neue Schloß, daß niemand etwas bemerkte, sogar die Braut nicht. Als am anderen Morgen der alte König erwachte und gegenüber das neue Schloß aus dem Nebel hervorschimmern sah — da war sein Staunen und seine Neugierde groß. Hastig lief er in das Schlafgemach des jungen Paares — jedoch es war leer. Da ging er hinüber in das neue Schloß und fand alles noch im tiefsten Schlafe. Wie wunderte sich nun die junge Königin, als sie gewahr wurde, wo sie sich befinde. Gleich am selben Tage wurde noch eine große Jagd veranstaltet, und der junge König sollte den Meisterschuß thun.

Als die junge Königin so allein zu Hause war, kam ein alter Jude in's Schloß und bettelte um etwas altes Eisen. Die Königin meinte, es sei im ganzen Schlosse kein Stück Eisen zu finden, sondern lauter Gold. Der Jude aber drang in sie, sie möchte doch einmal nachsehen, ob nicht in irgend einem Winkel etwas zu finden sei. Da erinnerte sich die Königin, daß darinnen im Nebenzimmer des Königs ein altes Schloß unter der Bank liege. Sie nahm den Juden mit und erlaubte ihm, die alte Schloß mitnehmen zu dürfen. „Es kann uns ja doch nichts mehr nützen," meinte sie. Ihr Gemahl hatte über dies Wunderschloß mit ihr noch nie gesprochen. Der Jude war voll Freude in seinem Innern und zog ab.

Spät am Abende war die Jagd zu Ende, und die Müden kehrten heim. Da fanden sie dem alten königlichen Schlosse gegenüber wieder den früheren Sumpf, von einem Schlosse war nichts mehr zu sehen. Da erschraken beide. Der alte König voll Zorn, nannte seinen Schwiegersohn einen Betrüger und Gaukler, der ihn um sein größtes Gut, um seine Tochter gebracht habe. In dieser großen Not dreht der junge König seinen Ring, und die sieben Geister stehen vor ihm, seine Befehle erwartend. „Sagt mir, treue Diener," spricht er zu ihnen, „wo ist das Schloß mit der Königin hingekommen?" „Das Schloß mit der Königin," antworten die Geister, „steht mitten

im Walde da draußen; denn also ist es geschehen: Ein alter Jude kam und bat die Königin um altes Eisen; diese überreichte ihm, nichts ahnend, das alte Wunderschloß, worauf der Alte sofort das Schloß mit der Königin in den Wald tragen ließ." Da ward der junge König recht traurig und fragte die Geister: ob sie ihm nicht alles wieder herschaffen könnten. Hierzu wären sie leider zu schwach, meinten die Geister; er solle aber sofort mit ihnen in den Wald gehen, so wäre die Königin vielleicht zu retten; da der alte Jude zufällig ausgegangen sei. Der junge König folgte und fand die Königin ganz allein. Vorerst wollte er sie auf die Probe stellen, ob sie ihm treu verblieben. Er hatte eine fremde Gestalt angenommen und forschte sie um Verschiedenes aus: ob sie noch ledig, oder Witwe sei, woher ihre Traurigkeit komme und warum sie so tief im Walde wohne. Erst, als sie ihm die ganze Sachlage erzählt, ihre Unschuld klargelegt, ihre Liebe und Treue zum Gemahle erklärt, da gab er sich ihr zu erkennen. Darauf enthüllte er ihr das ganze Geheimnis, worauf sie ihm voll tiefster Reue über das angerichtete Unglück zu Füßen fiel. Nun citierte er wieder seine Ringgeister und forschte aus, wo der Jude das alte Schloß aufbewahre. Die Geister brachten es sofort herbei; den Schlüssel aber, meinten sie, habe er verschlungen, damit keiner mehr die sieben starken Geister citieren könne. Nun gaben die Ringgeister der Königin den Rat: sie solle dem Juden, wenn er heimkehre, recht viel „Schlaftrunk" in's Getränke thun, damit er bald und fest einschlafe. Der König aber soll sich im Hause versteckt halten, und, wenn sie ihn rufe, dem Juden den Leib aufschneiden, damit der Schlüssel wieder gewonnen sei. Genau so wurde es gethan. Und am anderen Morgen stand das neue Schloß wieder am alten Flecke. Auch heute schlief das junge Paar noch, als der alte König bestürzt und voll Freude am frühen Morgen anklopfte, sie zu besuchen. Nun wurde ein großes Freudenfest veranstaltet. Der alte König trat mit dem Tage sein ganzes Reich an den jungen König ab, behielt sich nur sein Schloß vor mit der Bitte obendrein: das junge Paar so oft besuchen zu dürfen, als er wolle. So lebten denn alle drei

(die alte Königin war bei der Geburt der Tochter gestorben) glücklich und zufrieden bis an ihr seliges Ende.

Das Wasser des Lebens und das Wasser der Gesundheit.

Es war ein alter König, der schon lange Zeit schwer danieder lag. Da hatte er eines Abends einen Traum. In diesem Traume offenbarte ihm eine Erscheinung, daß, wenn er von dem Wasser des Lebens und dem Wasser der Gesundheit trinke, er dann auch ganz genesen würde. Wo aber war das Wasser des Lebens und das Wasser der Gesundheit zu finden? Der König hatte drei Söhne. Derjenige von ihnen, der das heilbringende Wasser auskundschafte, sollte alleiniger Erbe des Vaters sein. Da machte sich der älteste auf den Weg, das zwiefache Wasser zu suchen. Als er noch nicht weit von Hause entfernt war, saßen allerlei lustige Gesellen im Straßenwirtshause. Diese forderten ihn auf, mit ihnen fröhlich zu sein und die schöne Zeit nicht mit so nutzlosem Thun zu vergeuden. Schnell ließ er sich bereden — und als er sein Geld verpraßt hatte, kehrte er heim zum kranken Vater, ohne das wunderwirkende Wasser gefunden zu haben. Da machte sich der zweite auf den Weg. Er that nichts Besseres als sein älterer Bruder. Der dritte der Söhne jedoch streifte weit im Lande umher, um das geheimnisvolle Wasser auszukundschaften. Da kam er eines Abends, als eben die Strahlensonne hinter den ambraduftenden Wäldern hinabgeglüht war, zu einem breiten Wasser, an dessen Ufer ein Schiffsmann seine Netze wusch. Der Alte sah unseren Prinzen mit so teilnehmenden, zutraulichen Blicken an, daß sich dieser ein Herz faßte und den guten Schiffer befragte: wo wohl das Wasser des Lebens und das Wasser der Gesundheit zu finden sei. „Da drüben," sprach der freundliche Alte mit leisem, herzlichem Tone, „da drüben über diesem Wasser steht ein großes, prächtiges Zauberschloß. Dort im Schloßhofe, zwischen ewiggrünen Farnkräutern sprudeln zwei silberhelle Brünnlein,

von denen das eine das Wasser des Lebens, das andere das Wasser der Gesundheit benennet ist. Doch eine zehnfache Wache verwahrt den Eingang zum Hofe, und mir ist es strengstens untersagt, irgend jemand überzusetzen; es sei denn, der Tod wäre mir angenehm." Da wurde der Prinz, als er solches vernahm, übertraurig, und er bat flehentlich den Alten, ihn doch hinüber zu fahren. Zugleich versprach er ihm eine große Belohnung, falls es ihm gelänge, das Wasser zu schöpfen. Auf vieles Bitten endlich ließ sich der Schiffsmann bewegen, und so fuhren sie. Doch strengstens legte er dem Prinzen an's Herz: nur ja nicht lange im Schlosse sich zu verweilen; es sei eben um die Stunde, wo alles im ganzen Schlosse, auch die Wachen, in zauberähnlichem, tiefem Schlaf liege. Bleibe er länger darin, dann sei er verloren, und auch ihm winke ein trauriges Los für das Übersetzen. Der Prinz versprach's, recht behutsam und geschwinde zu sein — und so stießen sie an's Ufer. Voll Freude sprang dieser hinaus aus dem Schifflein und eilte direkt in den Schloßhof hinein, indes die Wächter vor'm offenen Thore lagen und schliefen. In möglichster Eile füllte er sich zwei Flaschen mit dem segenspendenden Wasser an und wollte zum Schiffsmann zurückkehren. Da lag das Schloß vor ihm in seiner stolzen Pracht, vom untergehenden Vollmond beschienen, daß ein mächtiger Drang ihn in dessen inneres Geheimnis zog. Leise durchwandelte er alle Zimmer und Säle, deren Thüren weit geöffnet standen — bis er endlich in das Schlafgemach der Prinzessin kam. Wie ein süßes Märchenbild lag sie da auf seidenem Pfühle, darum sich Epheu und wilde Rosen rankten. Ihr Busen bebte auf und nieder und im Antlitze blühten Lilien und Rosen, die lebendigen Symbole heiliger Unschuld und Liebe. O, wie wurde da dem jungen Prinzen so wunderbar im Gemüte! Tief im Herzen fühlte er eine flammende Liebe zu der wunderlieblichen Jungfrau. Er schlich sich hin zum Bette, darin sie schlummerte, und raubte ihr einen langen, süßen Liebeskuß von den rosigen Lippen. . . Da atmete die Träumende tief auf, und ein himmlisches Lächeln glitt wie eine Rosenwolke über ihre lilienreinen Züge. Da rückte die

mächtige Turmuhr aus, um in wenig Minuten die entschwundene Stunde zu verkünden. — — Schnell raffte der Prinz sich auf, brach noch einen Stein aus dem Ringe, der auf dem Nachttischchen lag, steckte auch einen von den beiden goldenen Fußpantoffeln der Prinzessin, die vor dem Bette standen, zu sich und eilte das Schloßthor hinaus. Eben stießen sie mit dem Schifflein wieder an's jenseitige Ufer, wo des Fährmanns Hütte war, da verkündete der Glockenschlag der Schloßuhr, daß die Stunde um und der Zauber geschwunden. Die Wachen regten sich und schauten zum Ufer herüber, allwo der Prinz soeben dem Schifflein entsprang. Der Alte wurde traurig — er wußte sehr wohl, daß man den ritterlichen Burschen drüben werde bemerkt haben, und er entweder mit dem Leben, oder mit immerwährender Schuldturmshaft seine schwere Pflichtverletzung werde zu büßen haben. Der Prinz aber tröstete ihn und gab ihm genau das Land an, in welchem sein Vater König war.

Kaum hatte er sich von seinem großen Wohlthäter getrennt, so wurde dieser zur Prinzessin hinüberberufen. Hier sollte er eingestehen, wen er diese Nacht übergesetzt habe. Der getreue Schiffsmann merkte sehr bald, daß ein Verschweigen und Verneinen nicht möglich sei; deshalb fiel er der schönen Prinzessin zu Füßen und bekannte ihr die ganze Schuld. Diese, als sie hörte, es sei ein Prinz gewesen, ließ sich erweichen — und da sie so süße Träume gehabt wie nie: so beschenkte sie den alten Schiffer und entließ ihn.

Der Prinz hatte unterdessen seine Vaterstadt wieder erreicht. Als er nun die eine Straße frohbeglückt dahin zieht, schauen seine beiden Brüder zum Fenster eines Wirtshauses heraus und scheinen voll Freude über die glückliche Wiederkehr des jüngeren Bruders. Sie nötigten ihn, daß er herein komme und sich vorerst labe, ehe er zum Vater auf's Schloß gehe. Harmlos läßt der Gute sich bereden und erzählt seinen Brüdern, wo er das Wasser des Lebens und das Wasser der Gesundheit gefunden. Ohne daß er's merkt, entwenden ihm die schlimmen Brüder die beiden Flaschen und tauschen sie gegen zwei gleiche, mit Giftwasser gefüllte, ein. Nachdem der jüngste

sich erfrischt, zieht er zu seinem Vater — die andern beiden versprechen, gleich nachzukommen. Der Vater, über des Sohnes Liebe hocherfreut, trinkt sofort von einer der beiden Flaschen, sinkt jedoch in's Kissen zurück, daß es scheint, als gäbe er seinen Geist auf. In demselben Augenblicke kommen die beiden älteren Söhne zur Thür herein und geben dem totkranken Vater von ihrem Wasser zu trinken, indem sie sagen: „Hier, Vater, hier trink! Wir haben das Wasser des Lebens und das Wasser der Gesundheit; dieser da will Dich nur vergiften, damit er desto eher auf den Thron gelange." Da trank der röchelnde Vater einen Schluck aus der einen Flasche — sofort wurde es mit ihm besser, und da er aus der anderen einen Zug gethan, war er rüstig wie ein Jüngling. Nun entbrannte sein Zorn wider den jüngsten Sohn. Seinen Leibjäger ließ er rufen, daß er den Elenden fern im Walde erschieße und ihm die Augen und die Zunge zur Bestätigung vorweise. Die Beiden gingen mit einander. Und als sie in den dichten Wald kamen, da bat der Prinz seinen alten Freund recht inständig, er solle ihm doch kein Leid thun, er sei unschuldig, und einmal werde man ihn sehr notwendig brauchen. Der Jäger war von der Unschuld des Prinzen, seines Lieblings, überzeugt, und da dieser ihm versprach, sich nie wieder in seinem Vaterlande sehen zu lassen, so schenkte ihm der Förster das Leben und ließ ihn ruhig ziehen. Seinen Dachshund aber erschoß er, um dem Könige, dessen Zorn er fürchtete, Zunge und Augen vorzeigen zu können. Als er sich diesem näherte und ihm diese Dinge, im Taschentuch eingewickelt, übergeben wollte, wies ihn der Ergrimmte kalt ab, es den Hunden vorzuwerfen; da er von dem Vatermörder nichts mehr sehen wolle. Wie freute sich da der mitleidige Jäger, den guten Prinzen verschont zu haben und nicht auf Untreue ertappt worden zu sein! Denn wie leicht hätte der König herausfinden können, daß dies nicht die Augen seines Sohnes waren.

Der Prinz reiste längere Zeit im Nachbarlande herum und ging endlich zu einem Schneider in die Lehre. Den Stein und den Pantoffel, die er der Prinzessin damals geraubt, trug er immer bei sich. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er

das Schneiderhandwerk erlernt und machte seinem Lehrmeister große Freude. —

Ein Jahr war längst dahin, seitdem er dort fern die holde Prinzessin im Traume geküßt. Ein Knäblein war von dieser nach längerer Zeit geboren worden, wovon niemand außer der Prinzessin selbst wußte, wer der Vater dazu war. Nun konnte es schon Gebetlein hersagen, die ihm die Mutter eingeprägt.

Eines Abends, als sie mit ihm das Vaterunser sprach, sagte der kleine Prinz zu seiner Mutter: „Habe ich denn sonst keinen Vater wie den im Himmel?" „Ach ja doch, hast Du noch einen anderen Vater," erwiderte die errötende Mutter, „Dein Vater aber lebt fern von uns in einem fremden Lande." Darüber wurde der Knabe recht traurig und bat seine Mutter, zum Vater zu ziehen. „Wenn Du größer bist!" versprach ihm diese.

Nach einigen Jahren, als der erzürnte Vater seinen jüngsten Sohn längst vergessen hatte, kommt ein fremder Prinz mit Gefolge vor die Stadt und läßt den alten König bitten: ihm seinen Vater heraus zu senden, wenn er anders die Stadt nicht in Schutt und Asche haben will. Da erschrak der König mächtig. Sofort ließ er seine beiden Söhne rufen und schalt sie heftig aus. Die lange Brücke, welche in die Stadt führte, hatte unser Prinz auf der einen Seite mit rotem Tuche überbreiten lassen; die andere Hälfte aber blieb leer.

Endlich kam der älteste Königssohn zur Stadt herausgeritten, doch nicht auf der bedeckten Seite. Als ihn der Prinz von weitem sah, sagte er zu seiner Mutter: „Das ist mein Vater nicht, der müßte ganz anders kommen." Vor seinem Zelte fragte er den Reiter: „Bist Du mein Vater?" „Es kann wohl sein!" antwortete ihm dieser. „Nun wohl! So Du mein Vater bist, so springe mit Deinem Pferde über dieses Stäbchen." Der Königssohn that's, doch er und das Roß brachen beim Sturz ein Bein. Sofort mußte der zweite Sohn heraus, dem ganz dasselbe widerfuhr. Da wurde der Prinz zornig und ließ dem König sagen: ob er noch viel solche Lumpen auf seinem Schlosse habe — und wenn er ihm nicht sofort seinen

richtigen Vater heraus sende, so sei das Urteil der Stadt gesprochen. Nun fing der König an zu jammern; die Söhne bekannten offen ihre Schuld. Der alte Leibjäger mußte herbei und aussagen, ob er damals den jüngsten Sohn wirklich erschossen. „Ew. Majestät! wie man mir befohlen — so habe ich's gethan; die Zunge und die Augen, die ich vorwies, waren die Beweise." Da wollte der König vor Jammer fast brechen, und er versprach dem alten Diener eine große Summe, wenn er ihm nur eingestehe, daß er damals den Prinzen nicht erschossen habe. Als nun der Jäger die Not und den Schmerz des Gebieters sah, gestand er willig ein, daß der Prinz noch lebe; denn so und so habe ihm dieser damals gesagt, weshalb er ihn nicht getötet. Eiligst mußte ein Bote zum Prinzen vor die Stadt hinausgehen, ihn um einige Tage Zeit bitten: dann werde sein wirklicher Vater erscheinen. An allen Thüren und Thoren im ganzen Lande und auch im Nachbarstaate wurde die Bekanntmachung angeschlagen: Wer einen jungen Mann, der so und so aussieht, in die Königsstadt zurückbringe: der bekommt so viel Goldstücke, als auf einer ausgebreiteten Ochsenhaut Platz haben.

Eines Morgens früh, als der Meister unseres Prinzen aus der Kirche geht (denn er war ein sehr frommer Mann) und den Zettel an der Thür des Gotteshauses liest, denkt er bei sich selbst: „Inne, Jeß'! das wär ja ungefähr Dein Geselle. Gerade so sah er aus, als er zu Dir kam."

Bald am nächsten Morgen nimmt er seinen Gesellen, besorgt eine Fuhre und reist mit ihm ab unter dem Vorwande, in einer fernen Stadt verschiedene Einkäufe zu machen. Nachdem sie eine weite Strecke Landes hinter sich haben, und der Geselle merkt, daß es auf seine Vaterstadt zu gehe, will er vom Wagen herunter springen, gemäß dem Eide, den er einst dem alten Förster geschworen: sich nie wieder in der Heimat blicken zu lassen. Der Meister aber hält ihn fest, redet ihm freundlich zu, und so ergiebt sich der unglückliche Königssohn in sein Schicksal. Auf dem Schlosse angelangt, herrscht die größte Freude unter allen, und der Vater teilt ihm alles ausführlich mit. Gleich nachher sieht man einen Reiter mit Troß

die rotüberdeckte Brückenhälfte stolz dahin traben, daß es fast scheint, als schwebe das Roß über dem Boden hin. „Schau, Mutter! das ist mein Vater," ruft der Prinz voll Jubel, da er ihn kommen sieht. „Bist Du mein Vater?" redet er auch ihn vor seinem Zelte an. „Jawohl, ich bin Dein Vater!" lautet die Antwort. „Dann springe über dieses Stäbchen," entgegnet der Prinz. Mit größter Leichtigkeit setzt das Roß darüber und wieder zurück — auch der Troß thut desgleichen. Vater und Sohn und Mutter fallen sich nun insgesamt um den Hals — — und die Freude war eine unaussprechlich große. Die Prinzessin erkennt in ihm denselben, dessen Bild sie damals im Traume gesehen, und der Sohn ist das schönste Ebenbild seines Vaters. Auch der ausgebrochene Stein paßt in den Ring der Prinzessin, und in dem goldenen Pantoffel erkennt sie ihren eigenen wieder.

Nachdem der Prinz seinem Großvater in der Stadt hat sagen lassen, daß er die beiden älteren Söhne aus dem Lande entfernen möge, ziehen die drei Glücklichen in die Stadt auf's Schloß des Königs. Daselbst wird großes Hochzeitsfest abgehalten. Endlich verlangt es dem Prinzen und seiner Mutter heim nach ihrem Vaterland und ihrem herrlichen Waldschlosse. Darum nehmen alle drei Abschied vom Könige hier und ziehen dahin.

Wie schwammen da die kleinen Fischlein so munter auf und ab, als sie an das frühere breite Wasser kamen, welches sich jetzt zu einem murmelnden Bächlein zusammengezogen hatte. Der Schiffsmann, der auch noch lebte, wurde bald mit in das Schloß genommen, wo er sein Lebenlang den Gnadensold bekam. Und was für Leben herrschte im Walde ringsum! Aus allen Hecken und Sträuchern sangen lustige Vögelchen, hüpften in zierlichen Sprüngen Rehe und Hasen, um die Blumen flatterten die farbenprächtigsten Schmetterlinge — — und alles weit umher, was früher tot und stumm, war jetzt lauter Leben und Freude.

Ein hohes, mächtiges Schloß mit zahllosen Kuppeln und Türmchen, an dessen Mauern Epheugelaube und duftende Rosen hinaufrankten, ringsum ein tausendstimmiger Gesang von

freundlichen Vogelscharen: das ist der Ort, allda die drei Glücklichen heute noch leben; denn dieweil sie täglich vom Wasser des Lebens und vom Wasser der Gesundheit trinken, so leben sie ewige Zeiten und können niemals sterben.

Die Schwanprinzessin.

In einem großen Lande lebte ein reicher König, der hatte eine einzige Tochter von wundersamer Schönheit. Aus allen Königreichen kamen Prinzen und hielten um die Hand der holden Königstochter an. Sie aber konnte keinen von allen lieben. Nach langer Zeit, als der König schon ziemlich bei Jahren war, verdingte sich der Sohn eines schlichten Bauern zu ihm als Schäferjunge. Dieser war ein netter, schlanker Bursche von rosigem Aussehen und seltenen Geistesgaben; besonders verstand er es, die Schalmei zu blasen und dazwischen allerlei Lieder zu singen. Täglich ging die Prinzessin hinaus auf die blumige Weide, setzte sich hinter einen dichten Strauch in das frische Gras und hörte voll Begeisterung und Freude zu, wie der heitere Bursche so schön auf seiner Schalmei blies und dazwischen wieder sang. Wie wohl war ihr dabei jedesmal um's Herz! Da vergaß sie auf Schloß und Reichtum und auf alles, was ihr daheim winkte — — sie träumte einzig und allein nur von dem schönen Schäferjungen mit seinen lieblichen Schalmeitönen. Oft war es ihr um's Herz, als sollte sie alles meiden und selber so eine Schäferin werden auf sonnbeglänzter Blumenau. So kam es denn, daß sie eine tiefe Liebe zu dem armen Schäferburschen faßte und täglich auf's neue nährte. Sie ging wohl auch hin und wieder zu dem blondlockigen Schäfer hin, half ihm die Schafe weiden, unterhielt sich mit ihm, bis er ihr zuletzt von seinen vielen Stücklein ein's zum besten gab, das die Prinzessin besonders lieb und gern hatte.

Um jene Zeit kam wieder ein Prinz auf das Schloß geritten und freite um die Königstochter. Der König hatte den neuen Bewerber vor allen gern und bestand fest darauf, daß ihn seine Tochter zum Gemahl erwähle. Diese wies des

Prinzen Hand in entschiedenster Weise zurück und entdeckte endlich ihrem Vater, daß sie um den Tod keinen anderen nehmen werde als den armen Schäferburschen, der da draußen auf der blumigen Wiese des Königs eigene Schafe weide. Sofort ließ der König über den Verwegenen, der es gewagt, um's Herz einer Prinzessin zu buhlen, seinen schwersten Zorn aus. Der Unglückliche, der von nichts etwas wußte, wurde von seinen geliebten Schafen hinweggeholt und in ein fernes, sehr fernes Land verbannt — weit über das große Meer hinüber. Dort irrt er herum, bis ihn einst ein Schiff wieder aufnimmt und an das heimatliche Ufer herüber führt. Über die Tochter selbst sprach der zornentbrannte Vater einen fürchterlichen Fluch aus, worauf sie in einen Schwan verwandelt wurde, der im Schloßgartenteiche einsam umherschwimmt. Der Vater starb gleich nachher, da er den Fluch ausgesprochen, und um's ganze Schloß rundum bildete sich eine hohe Dornenhecke, die niemand zu durchbrechen vermag.

Abends, wenn der Mond sein fahles Bild im Teiche spiegelt, die Sternlein glitzern, und die Blätter säuseln, von leichtem Zephyr bewegt: da zieht der weiße Schwan stilleinsam seine Kreise auf der glatten Wasserfläche. Dann endlich verbirgt er sich in das Schilf und die Wasserlilien am Ufer und läßt tiefe, schmerzvolle Klagelaute in die Nacht hinaustönen, bis wieder im Osten der Morgen tagt, und er in süßen Schlummer sinkt.

Einmal aber wird der arme unglückliche Schäfer des Orts vorbei gehen. Und wenn er sodann die Jammerlaute des Schwanes vernehmen wird, dann auch hat der Fluch sein Ende erreicht. Die Dornhecke ringsum, sie schwindet wie luftiger Nebel im Morgenwinde — der Bursche eilt in den Garten zum Teiche: da steigt der singende Schwan als Herzgeliebte herauf zu ihm aus dem nassen Elemente — — und ein langes, glückseliges Leben im väterlichen Schlosse ist beiden beschert.

Hans guck in die Welt.

Einst war ein kleiner Knabe, der seinen Eltern viel zu schaffen machte. Überall, wo ein Blümchen stand, ein Käferchen kroch, ein Vöglein sang, ein Fischlein spielte: da mußte er sein, der neugierige Knabe. Sollte er der Mutter im Dorfe oder sonst wo etwas holen, immer kam er erst nach langer Zeit zurück, wofür er häufig Schläge bekam, und seine Mutter ihn stets schalt: „Du bist ein reiner Hans-guck-in-die-Welt und wirst einst noch am Galgen sterben."

So sagten auch die anderen Leute, und alle nannten ihn: „Hans-guck-in-die-Welt!"

Das grämte den Knaben zu Zeiten gar sehr, und als er Schule und Lehrjahre hinter sich hatte, da konnte er seinem inneren Drange nicht länger widerstehen. „Hans!" rief er eines Tages sich selbst zu, „guck in die Welt." Flugs schnürte er sein Ränzel, nahm von Eltern und Meister Abschied, und auf und davon war er; niemand wußte mehr etwas von ihm zu sagen. Er kam auf seiner Wanderschaft in viele reiche Städte und Dörfer, wo es viel Geld zu verdienen gab. Doch nicht gar lange duldete es ihn an einem solchen Orte; schnell raffte er sich wieder auf, indem er zu sich sprach: „Hans, guck in die Welt!" Viele Jahre war er so umher gewandert in allen Ländern, die es gab, und über alles wußte er zu erzählen, worüber man ihn befragte. Flüsse und Gebirge und Blumen und Tiere und Städte und Dörfer und Männer und Frauen — alles, alles hatte unser Hans so viel gesehen, daß er hätte eine halbe Ewigkeit davon erzählen mögen.

Da kam er eines Tages auch vor eines Königs Schloß, wo er sich als Diener anwerben ließ. Zur selben Zeit herrschte reges Leben am königlichen Hofe; denn der König selbst hatte ein Gebot im ganzen Lande ergehen lassen, welcher junge Bursche von zwanzig Jahren ihm auf alle Fragen antworten könne, der solle die Hand seiner einzigen Tochter erhalten und König sein. Eine große Anzahl Bewerber stellte sich ein, doch keinem von allen konnte der hohe Preis zufallen; da sie alle bald mehr bald weniger Fragen nicht beantwortet hatten. Da

wurde der König recht traurig, daß es in seinem Lande noch so viele unwissende Männer gebe. Die darauf folgende Nacht konnte er nicht schlafen. Deshalb rief er seinen Diener an's Bett, damit er sich mit ihm unterhalte. Der König fragte um vielerlei. Über alles wußte unser Hans ihm zu berichten, und soviel über aller Herren Länder fügte er aus eigenem Antriebe hinzu, daß der König erstaunte über des Dieners reiches Wissen. „Hans", sprach er zu ihm, „Du sollst meine Tochter haben und König sein, wenn Du mir noch folgende drei Fragen beantwortest: Wie heißt der stärkste Riese? Welches ist der kostbarste Schatz? Wo wohnt der strengste Richter?"

Nach kurzem Bedenken antwortete Hans also: „Der stärkste Riese heißt ‚Wille'; der kostbarste Schatz ist der ‚Verstand' und der strengste Richter wohnt in uns selbst: er heißt ‚Gewissen'."

Voll Freude umarmte ihn der König und sprach: „Was keiner mir gelöst, Du hast es trefflich vermocht — das Königreich ist Dein." Auch die Prinzessin war mit der Wahl des Vaters gern einverstanden und bot ihre Hand willig dar. Nicht lange dauerte es, so wurde das Hochzeitsfest abgehalten, wozu auch die Eltern des königlichen Erben geladen waren, die von nun an beständig in ihres Sohnes Nähe leben sollten. Bei der Tafel erhob sich der König und fragte seinen neuen Schwiegersohn: „Noch habe ich etwas vergessen. Wie heißt die Schule, in der Du Dein ganzes Wissen erlernt?" Lächelnd schwang ihm dieser sein volles Glas zu, indem er sagte: „Diese Schule heißt: ‚Welt'! ‚Hans-guck-in-die-Welt', nannte mich meine Mutter: ihr sei dies volle Glas gebracht." Da klangen die Gläser alle lustig an einander; der Mutter aber perlten einige stille Thränen die Wange herunter vor Scham und tiefster Rührung.

Der siebenköpfige Drache.

Ein armer Knabe aus dem Dorfe hütete eines Tages die Kuh, das Kalb und die Ziege seiner Mutter. Da kam ein grüner Jäger aus dem Walde, der drei große Jagdhunde bei

sich hatte. Der Knabe bat ihn um einen derselben und erhielt zur Antwort: „Wenn Du mir Deine Ziege dafür giebst." Der Tausch wurde gemacht, und der glückliche Knabe nahm seinen Hund mit heim. Darüber schalt ihn die Mutter heftig aus. Als jedoch am andern Tage der Jäger mit seinen zwei Hunden wiederkam, bat er ihn um den zweiten Hund. „Wenn Du mir Dein Kalb dafür giebst", sagte der Jäger, und der Knabe ging darauf ein. Diesmal wurde er von seiner Mutter derb gezüchtigt. Am dritten Tage war der Jäger mit seinem letzten Hunde da. Der Knabe verlangte auch diesen noch dazu. „Wenn Du mir Deine Kuh giebst", meinte der Jäger, und so gab ihm der Knabe auch die Kuh seiner Mutter. Nebenbei schenkte ihm der Jäger noch ein kleines Pfeifchen und sprach dazu: „Diese drei Hunde heißen Greif, Zerreiß und Packan. Und wenn Du je einmal in Not gerätst, so brauchst Du nur zu pfeifen — — in dem Augenblicke werden die Hunde zur Stelle sein und Dir beistehen."

Als der Knabe heute ohne Kuh nach Hause kam, ward er von seiner Mutter fortgetrieben; die drei Hunde aber sperrte sie in ihren Keller.

Längere Zeit war der Knabe im Lande umhergereist, da kommt er eines Tages vor die Hauptstadt, worin der König residiert. Er sieht, daß alle Dächer des königlichen Schlosses mit schwarzem Flor überdeckt sind, und voll Neugierde kehrt er in einem Wirtshause ein, um zu fragen, was solches bedeute. Der Wirt erzählt ihm von dem siebenköpfigen Drachen da draußen im Walde, dem alle Tage eine unschuldige Jungfrau zum Fraß gebracht werden müsse, und daß morgen die Reihe an des Königs einziger Tochter sei. Der König habe zwar im Lande bekannt machen lassen, daß derjenige, welcher den Drachen umbringe und seine Tochter rette, dieselbe zur Gemahlin erhalte und König werden solle: doch habe sich noch keiner angeboten.

„So will ich derjenige sein!" antwortet der Bursche, pfeift — — und seine drei Hunde kommen hastig zur Thür hereingesprungen. Sofort ließ er es dem Könige melden.

Am andern Morgen kam der florbehangene Wagen mit der Königstochter in den Wald gefahren, wo der Drache in

seiner Felsenhöhle schlief. Niemand hatte die Unglückliche begleiten mögen als der Kutscher, der die Pferde lenkte. An eine Rettung wollte niemand glauben. Kaum war die Königstochter ausgestiegen, so kam auch schon der siebenköpfige Drache gesprungen und wollte sie auffressen. In dem Augenblicke aber pfiff unser Knabe, der sich schon frühzeitig eingefunden hatte, seinen drei Hunden, und sofort fielen dieselben auf den Drachen ein, daß er weder ein Glied rühren, noch seine Köpfe gebrauchen konnte. Der Knabe aber lief hinzu und schlug ihm einen Kopf um den andern ab. Noch war der siebente am Rumpfe, und der Drache bat, er möge ihm denselben schonen; nie mehr wolle er einen Menschen zum Opfer verlangen. Auch sagte er dem Knaben, er solle in seine Höhle gehen, ihm mit der Salbe, welche er da drinnen in einem Schorbe finde, die Kopfwunden einreiben, so werden wieder neue Köpfe hervorwachsen. Der Knabe jedoch ließ sich durch die Bitten und Vorstellungen des Drachen nicht bewegen, sondern schlug ihm den letzten Kopf noch ab. Als der Drache tot war, ging er seiner Wege, ohne sich um die Königstochter zu kümmern. Diese fuhr nun mit ihrem Kutscher in die trauernde Stadt zurück. Unterwegs ließ der Kutscher seine Pferde still stehen, setzte der Königstochter eine Pistole auf die Brust und wollte sie niederschießen, wenn sie ihm nicht schwöre, sagen zu wollen, daß er den Drachen getötet habe. Die Königstochter that's, und voll Jubel wurden beide bei ihren Eltern aufgenommen. Heute über's Jahr solle die Hochzeit sein, wurde vom Könige aus bestimmt. Die Königstochter gedachte mit Schrecken des Tages, wo sie des argen Betrügers Gemahlin werden sollte; der Schwur aber war gethan, und so durfte nichts verraten werden, es sei denn: der wirkliche Lebensretter zeige sich.

In einem Jahre an demselben Tage kam unser Bursche wieder in jenes Wirtshaus in der Hauptstadt und fragte, warum heute alle Dächer des königlichen Schlosses mit rotem Tuche überzogen seien. Der Wirt erzählt, welch großes Freudenfest da oben gefeiert werde, da der frühere Kutscher des Königs dessen einzige Tochter geheiratet habe, und dies aus Dank, weil er das Land vom siebenköpfigen Drachen befreit und die Königs-

tochter errettet habe. Der Bursche will es fast nicht glauben und wettet mit dem Wirte, daß er von der hochzeitlichen Tafel das schönste Stück Braten bekomme, wenn er seinen Hund hinauf in's Schloß sende. Er pfeift und schickt den einen seiner Hunde mit einem Briefchen an die Braut. Es dauert auch nicht lange, so ist er mit dem Braten zurück. Die Königstochter war vor Freuden erschrocken, als ihr der wohlbekannte Hund den Zettel übergab. Nun wurde der zweite Hund abgesandt, welcher eine Flasche Wein bringen sollte. Kaum war er damit zurück, ging der dritte mit einem Briefe ab: ob der Herr selbst erscheinen dürfe. Er solle nur sofort kommen, lautete die Antwort der Braut. So ging unser Bursche hinauf in das königliche Schloß und setzte sich ebenfalls an die hochzeitliche Tafel. Nach dem Mahle drückte der König den Wunsch aus, es möge jeder Gast irgend eine Geschichte aus seinem Leben erzählen. Als die Reihe an unsern Burschen kam, erzählte er, wie er heute vor einem Jahre den Drachen getötet, die Königstochter errettet, und der König — trotz seines Gebotes — dieselbe an den Kutscher vermählt habe. Alle Anwesenden waren zum Tode erschrocken, der Bräutigam fiel ohnmächtig von seinem Stuhle; die Braut enthüllte das ganze Geheimnis und war voll Freude, ihren wirklichen Lebensretter wiedergefunden zu haben. Da ward der König zornig und ließ den frechen Betrüger sofort mit Stricken gebunden hinausführen. Der Bursche sandte ihm seine drei Hunde nach, welche ihn in kleine Stücke zerrissen. In einigen Tagen wurde die Hochzeit noch einmal gefeiert, und die Mutter des Bräutigams war auch dabei. —

Legenden.

„Der ist beglückt, der auf verlaßnen Wegen
Hingeht, jedwedes Heilige zu pflegen,
Das Andere verschmähn um Gold und Ruhm."

Moritz Hartmann.

Die Trauerbirke.

Als die Freunde Jesu den hl. Leichnam vom Kreuze herabgenommen, legten sie ihn in der Mutter Schoß, bis man ihn vom Blute gereinigt hatte und ihn begraben konnte. In tiefstem Schmerze saß sie da, die hl. Mutter Gottes, und schaute ihrem geliebten Sohne in's bleiche Antlitz, auf dem der fahle Schein des Todes schwebte. Die ganze Natur trauerte mit der tief betrübten Mutter, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchdrang, um den toten Sohn. Die Birke besonders, unter welcher die gewaltige Szene spielte, zeigte das innigste Mitleid. Sie ließ ihre schwanken Äste und Zweige tief herabhangen bis auf des Erlösers hl. Leichnam. Seit jener Zeit gab Gott allen Birken dieser Gattung das Merkmal bei, daß sie ihre Zweige zur Erde hernieder beugen. Auch führten sie von da an den Namen Trauerbirken.

Das Getreide.

Als die Menschen auf Erden noch nicht so böse waren, trugen die Getreidehalme von unten bis oben volle Ähren. Doch kam die Zeit, wo alle Adamskinder auf Gott vergaßen und seine Gaben verwüsteten. Da sagte der liebe Gott eines Tages zum Engel der Gerechtigkeit: „Steige hinab auf die

Erde und streife alle Getreideähren ab; denn die Menschen sind meiner Gaben nicht wert." Da fiel der Engel der Barmherzigkeit, als er solches hörte, vor dem Throne des Allerhöchsten nieder und flehte ihn an, daß er doch wenigstens die oberste Ähre stehen lasse; wenn auch nicht für die Menschen, so doch für's Hündchen und für's Kätzlein, die ja an dem Mutwillen der Menschen keinen Teil hätten. Daraufhin ließ sich Gott besänftigen, und er gebot dem Engel der Gerechtigkeit, daß er hingehe und alle Ähren bis auf die oberste am Halme abstreife — diese möge für das Hündchen und das Kätzlein bleiben. —

Dabei sei bemerkt, daß es zuweilen vorkommt, an einem Halme zwei Ähren zu finden. Eine „Zweiähre" bedeutet beim Volke immer Glück, und wer sie zu Hause in ein Heiligenbild steckt, in dessen Hause schlägt der Blitz nicht ein.

Der rote Klee und die Bienen.

Als der liebe Gott die Bienen erschaffen hatte, fragte er sie, ob sie auch am Sonntage die Blumen befliegen und Honig sammeln wollten. Die Bienen bejahten es. Da gebot ihnen Gott, den roten Klee zu meiden, der so viel Honig in sich birgt. Deshalb sehen wir, daß die Bienen die verschiedensten Blumen befliegen, den roten Klee aber unberücksichtigt lassen.

(Kreuzendorf, Nowag.)

Der Haselnußstrauch.

Es war auf der Flucht nach Ägypten. Unterwegs begegnete der hl. Familie ein heftiges Gewitter, so daß die hl. Maria mit ihrem Kindlein unter einem Haselstrauche Schutz suchen mußte. Auf die Fürsprache der Gottesmutter ward jedem Haselnußstrauche die Gnade von Gott zu teil, daß der-

jenige, welcher unter seinem Blätterdache Schutz sucht vor Donner und Blitz, auch wirklich davon verschont bleibt.

Das Kainszeichen am Korn.

Wenn der Roggen im Herbst aufgeht, sehen die zarten Blattspitzen rot aus. Darüber weiß das Volk zu erzählen: Kain erschlug seinen Bruder Abel auf einem keimenden Kornfelde. Das Blut spritzte umher und färbte die Stelle ganz rot. Der liebe Gott ließ von dieser Blutthat an alles Korn rot aufgehen, damit dieses Kainszeichen alle nachkommenden Geschlechter an diesen ersten Brudermord gemahne.

Die alten Weiden.

Gehen wir an einem Graben vorüber, daran Weiden stehen, so sehen wir, wie die alten Stämme geborsten und mit allerlei Wucherpflanzen bewachsen sind. Einer Sage zufolge erhängte sich der Verräter Judas an einer alten Weide, nachdem er sein fürchterliches Verbrechen eingesehen. Das ist das Judasmal an den alten Weiden — im Alter sind sie alle geborsten.

Die Mutter des hl. Petrus.

I.

Die Mutter des hl. Petrus, so erzählt man sich, soll eine böse Frau gewesen sein. Nur ein einziges gutes Werk stand von ihr im großen Buche dort oben eingezeichnet: sie hatte einmal einem armen Juden ein paar Zwiebelröhrchen aus ihrem Gärtchen geschenkt. Sie kam also in die Hölle. Da

aber ihr Sohn im Himmel ein so wichtiges Amt bekleidet, so hatte sich dieser beim lieben Gott schon so viel erbeten, daß seine Mutter aus der Höllenqual befreit werden könne. Ein Engel wurde abgeschickt und sollte sie heraufziehen. Er hält ihr dieselben Zwiebelröhrchen entgegen, die sie einstmals dem Juden gegeben. Doch als sie angepackt hat und der Engel zu ziehen beginnt, hängen sich auch noch andere böse Seelen an, um mit in den Himmel zu kommen. Mißgünstig, will sich die Mutter des Petrus diese anderen abschütteln — da zerreißen die Zwiebelröhrchen, und sie fällt mit jenen wieder in's ewige Höllenfeuer hinab, aus dem sie nun nie mehr erlöst werden kann.

II.

Am Todestage des hl. Petrus (Peter-Paul, 29. Juni) regnet es alle Jahre, wenn auch nur einige Tropfen. Diese Gnade hat sich St. Petrus für seine Mutter in der Hölle erbeten. Wegen seiner großen Verdienste um den Himmel ist es ihm von Gott gewährt worden, daß er diese Regentropfen, welche an seinem Todestage auf die Erde niederfallen, seiner Mutter in die Hölle sende, damit sie wenigstens auf wenige Augenblicke ihre schmachtende Zunge kühle.

Zwei Legenden vom hl. Abend.

Am hl. Weihnachtsabende um zwölf, so ist die Legende, reden die Tiere und wird das Wasser zu Wein. Ein neugieriger Knecht, welcher auch davon gehört hatte, wollte nun gern einmal seine beiden Pferde sprechen hören. Er legte sich also unter die Krippe und lauscht. Da schlägt es zwölf. . . . „Du", sagt das eine Pferd zum andern, „welches wird nur nach den Feiertagen unsere erste Arbeit sein?" „Wir werden den Knecht zu Grabe fahren", antwortet das zweite. In dem Augenblicke schlägt es aus — — am andern Morgen fand man die Leiche.

Ein Hausherr kommt einmal in der Christnacht spät heim und will Wasser trinken. Da es jedoch keins im ganzen Hause giebt, so muß das Dienstmädchen zum Brunnen gehen und frisches schöpfen. Eben schlägt es zwölf. Als der Herr zu Hause das Wasser kostet, schmeckt er den besten Wein. Erstaunt, befragt er das Mädchen, wo sie solches Wasser geschöpft habe, da es ja der süßeste Wein sei. Sie erzählt, daß es aus dem Brunnen stamme, woraus sie alle Tage schöpfe. Neugierig, läuft sie nun noch einmal hin, stürzt aber hinab und findet ihren Tod.

Der rechte Schächer am Kreuze.

Als der hl. Joseph mit der Mutter und dem Jesuskindlein nach Ägypten floh, begegnete ihm in einer öden, unwirtsamen Gegend ein Trupp Räuber, deren Hauptmann mit gezücktem Dolche auf die Fliehenden zukam. Da ließ das göttliche Kind einen Strahl seiner Herrlichkeit dem Räuber in die Augen blitzen, daß derselbe niederfiel und die Eltern beschwor, die Nacht in seiner Hütte zu verbringen, wo er ihnen dann am andern Morgen Geleite bis zur Grenze geben werde. Die Eltern Jesu gehorchten und blieben über Nacht. Es hatte aber die Hauptmannsfrau ein kleines Knäblein geboren, das über und über am ganzen Leibe ein Geschwür war. Nachdem die hl. Jungfrau Maria das Jesuskind gebadet hatte, benutzte die Räuberfrau das nämliche Wasser zum Bade ihres aussätzigen Kindes. Voller Eiterbeulen legte sie es hinein — schneeweiß und rein zog sie es heraus. Aus diesem Knäblein aber wurde mit der Zeit ebenfalls ein großer Räuber. Es war derselbe, welcher zur Rechten des Gottessohnes hing und im letzten Augenblicke noch die Verzeihung seiner Sünden von ihm empfing.

Das Kreuz Christi.

Mit der Vertreibung der Menschen ging das Paradies zu Grunde, seine Mauern stürzten ein, die Bäume verdorrten. Ein Balken, aus dem Baume der Erkenntnis gearbeitet, bildete zur Zeit Salomos einen Steg über einen Bach in Jerusalem. Der weise König ließ eines Tages die Prophetin Sibylla zu sich rufen, um ihre Weissagungen zu vernehmen. Als sie zu dem Stege kam, zog sie ihre Schuhe aus und durchwatete das Wasser. Vom Könige darüber befragt, antwortete sie: „Ich bin nicht wert, über diesen Steg zu gehen, denn an ihm wird einst der Messias gekreuzigt werden." Ein alter Jude, welcher diese Worte vernommen, wollte die Vorhersagung vereiteln und begann heimlich, den Balken zu zerhacken. Doch alle Äxte zersprangen ihm bei dieser Arbeit, und der Balken blieb ganz. Da vergrub er ihn tief, tief unter die Erde, daß ihn niemand finden sollte. Als man nun das Kreuz Christi zimmern wollte, ließ sich kein Stück Holz dazu formen. Ganz ratlos standen sie da, die Henkersknechte, bis sie endlich von dem alten Juden hörten, der immer noch lebe und den Kreuzbalken vergraben habe. Sofort mußte der Mann herbei und eingestehen, wo der Balken liege. Man fand ihn — und so bewährte sich die Prophezeiung der Sibylla; der alte Jude aber, der von Gott verflucht war, so lange zu leben, fand jetzt seinen Tod.

Volksfeste.

„Tages Arbeit, abends Gäste;
Saure Wochen, frohe Feste.“ — —

Goethe.

Allgemeines.

Die alten Volksfeste und Volkssitten, an denen unser liebes Schlesien einstmals so reich war, schwinden immer mehr und kommen vielleicht mit der Zeit ganz und gar in's Vergessen. Mitunter werden sie sogar von der Obrigkeit gewaltsam unterdrückt. Zuweilen geschieht dies mit Recht. So manches aus der „guten alten Zeit" hat sich überlebt, ist unserer aufgeklärten, nüchternen Zeit durchaus nicht mehr angemessen; auch ist vielen alten Volksbräuchen die Poesie abhanden gekommen, die sie vor Zeiten zierte. Was anders sind sie somit geworden, als bloßer Unfug, gewöhnliche Geldschneiderei und Bettelei. Auf vieles, was unsern Altvordern wert und heilig war, setzt die Gegenwart keinen Glauben mehr, und so geschah es, daß diese und jene Sitte, dieses und jenes Volksfest erblaßte, außer Mode kam und nur noch in der Erinnerung da und dort fortlebt. Der Kulturhistoriker und Poet bedauert solches freilich, doch gegen den gewaltigen Geist der Zeit läßt sich nichts ausrichten. Was tot ist, ist tot! an ein Auferstehen in derselben Form ist nicht mehr zu denken. —

Die Kirchweih.

Von jeher waren die Schlesier ein frommes, gottesfürchtiges Volk. Priester und Kirche stehen bei ihnen in höchstem Ansehen. Aus Freude, ein eigenes Gotteshaus zu besitzen,

pflegte man von Anfang an den Tag seiner Konsekrierung alljährlich festlich zu begehen. Man nannte das Fest „Kirchweihfest", „Ablaß", oder mit den dialektischen Bezeichnungen „Kirms", „Kirmes", „Kirmest", „Kerms", „Karms". Da giebt es nun wieder eine „große" und eine „kleine", oder eine „Jung"- und eine „Alt-Kirms". Die „kleine" oder „Jungkirms" ist das Kirchenpatronsfest (an manchen Orten „Ablaß" genannt), die „große" oder „Alt-Kirms" ist dagegen das eigentliche Kirchweihfest, wie es in der katholischen Kirche vorgeschrieben. Die Kirmsen waren früher über das ganze Jahr verbreitet, während sie jetzt größtenteils im Oktober und November gefeiert werden — laut Vorschrift! Unsere heutige Kirms ist nur ein verblaßtes Bild der früheren. Acht volle Tage wurde sie gefeiert. Einige Tage vorher ritt ein bekränzter Reiter im Dorfe herum von Haus zu Haus und forderte auf, daß man die Kirms feiere. Man hieß diesen Reiter „Kirmsbitter". War das Fest herangekommen, so versammelten sich nach beendigtem Gottesdienste alle jungen Burschen des Dorfes, zogen mit Musik von Haus zu Haus, tanzten abwechselnd mit jedem weiblichen Familienmitgliede (die Bäuerin kam zuerst, das Kindermädchen zuletzt an die Reihe), forderten ihren Kuchen ein und zogen weiter. Am Abende war gemeinschaftlicher Tanz im Dorfkretscham, woselbst die alten Tänze, die „Hünnerscharre", die „Annrosel", der „Hippelpolka", der „Brautreihn" u. a., abwechselnd an die Reihe kamen. Dabei wurde fleißig gegessen, getrunken, gescherzt, gelacht und gejuxt.

Wie anders ist es heute*)! Der „Kirmsbitter" will sich nicht mehr zeigen. Den Sonntag vorher wird es der Kirchengemeinde von der Kanzel herab vermeldet, daß in acht Tagen Kirchweihfest stattfindet. Freitag Abend herrscht in den Bauernwohnungen reges Leben. Da wird Mohn gestampft und mit Milch angerührt; da wird Quarg gequetscht und mit Milch, Zucker, Safran („Soffer", „Gelbmachgal") und Eidottern abgerührt; da werden Äpfel geschält, geschnitten und

*) Wer ein lebendiges Bild unserer heutigen Kirmsfeier haben will, der lese die betr. Skizze in meiner Sammlung „Aus der Heemte." Berlin, A. Senff. S. 46.

Birnen gekocht; da wird Kraut geraspelt, werden Möhren gerieben. Dies alles dient als „Fülle" (Füllsel, Fünsel) für die Kuchen, die morgen — am „Kuchenbacktage" — gebacken werden. Ihre Form ist entweder rund oder viereckig. Es giebt „Blechkuchen", „Papierkuchen" und „Herdkuchen" — je nachdem sie auf einer Blechform, auf Papier oder auf freiem Herde gebacken werden. Die Blechform, wie auch das Papier werden vorher tüchtig geschmiert entweder mit Fett, Butter, Leinöl oder einer Mischung aus diesen Ingredienzen. Auch werden die Kuchen oben eingeschmiert, damit der Streusel, die „Aufstreue" besser kleben bleibt. Der schlesische „Streuselkuchen" (Streeselkuchen) ist weit und breit berühmt. Gebacken wurde früher in den eigens hergerichteten „Backhäusern" hinten im Garten, die jetzt zum teil niedergerissen und durch Backherde im Hause selbst ersetzt sind. Am „Kuchenbacktage" war bis vor wenigen Jahren im Dorfe keine Schule; die Kinder mußten helfen Kuchen tragen, Kuchen platschen oder doch wenigstens den Streusel herunter naschen. Jetzt ist ihnen die Lust genommen, und die allbekannte Entschuldigung: „Ich mußte der Mutter helfen Kuchen backen" gilt vor dem gestrengen Präzeptor nicht mehr. Vom Reste des Teiges wird gewöhnlich die „Troogschorre" gebacken (so geheißen, weil die Teiganhängsel am Backtroge dazu gescharrt, gekratzt werden), welche dann die Tochter oder die Großmagd am Abend ihrem Bräutigam übergiebt, wenn derselbe unter's Kammerfenster zu einem „Tächtelmächtel" (Stelldichein) kommt. Aus geringerem („fahlem") Mehle werden sogenannte „Platze" gebacken; dies sind gefüllte Kuchen ohne Streusel. Man ißt sie warm oder verteilt sie an die scharenweis vorsprechenden Bettler. Gewöhnlich wird für jedes Familienglied noch ein separater Kuchen gebacken. Das Gesinde bekommt seine Kuchen zugeteilt. — Kirmessonntag früh, nachdem alle sich am Kuchen-Kaffee delektiert haben, und auch das Vieh besseres Futter als sonst erhalten hat, gehen alle bis auf die Bäuerin, welche das Essen kocht, in die Kirche. Selbstverständlich zieht jeder seine beste Kleidung an. Die alte Männertracht waren Samthosen („Maschesterhosen"), eine eben solche Weste, ein langer, bis fast an die Fersen rei-

chender, blauer Tuchrock mit gelben Messingknöpfen („Wohlgespeissam" oder „Gootstieschruck" — weil man ihn sonst nur zur Kommunion, zum Tische Gottes anzog — genannt) und eine große Schildmütze, Schacko genannt. Ärmere trugen anstatt des langen Rockes oder des Mantels mit Koller eine Tuchjacke, kurz und knapp anliegend — ebenfalls mit Messingknöpfen zahlreich versehen. Die Frauen trugen über einer Menge von Unterröcken ein teures Seidenkleid, so daß sie nicht selten einen Umfang hatten wie das größte Wagenrad. Die Schürze war ebenfalls aus Seide — Taftschürze genannt; ihre Bänder, mit breiten Schleifen versehen, hingen lang hinten herunter. Die Taille bekleidete der „Spenser" mit den großen Puffenärmeln; er bestand bei Reichen aus Seide und bei Armen aus gewöhnlicherem Stoff. Vorn am Halse guckte das großblumige Purpur- oder Tibettüchel und die Perlenschnur hervor. Den Kopf bedeckte eine Pelzmütze mit breitem „Kaninbrahme". Die Ohrlappen und die beiden hintersten Zipfel dieser Mütze waren mit langen, breiten, kostbaren Bändern versehen. Das Teuerste an der Mütze war das „Fleckel", das ist der Mitteleinsatz am Hinterkopfe, der aus echtem Samt gearbeitet und mit echten „Goldflinderlen" (Perlen und Scheibchen) besetzt war. So ein Fleckchen allein kostete bei einer reichen Bauersfrau 30—50 Thaler. Diese Mützen sind noch jetzt in einzelnen altschlesischen Dörfern sehr in der Mode. Im Sommer werden sie gegen Spitzenhauben, welche ungefähr dieselbe Form haben, eingetauscht.

Kehren wir nun wieder zur Kirmes zurück. An manchen Orten hängt diesen Sonntag die Kirmesfahne lang vom Turme herunter. Um das Mittagläuten finden sich die Gäste aus den benachbarten Orten ein. Das Mittagsgericht besteht heutzutage aus Folgendem: Nudel- oder Reissuppe, Rindfleisch mit Kreentunke, dann Schweine- oder Kalbsbraten mit Dämpf- oder Sauerkraut, Pflaumen oder dergl. Selbstgefülltes Bier (Faßbier) spielt die Bissen redlich hinunter. Auf der Gemeinde-Aue steht fast immer ein Karussel, und vor dem Kretscham hält ein Zuckerkindelweib feil, ist wohl auch eine „Paschbude" aufgebaut, und ist der „Messerwerfmann" nicht weit.

Das sind Belustigungen für die Jugend, indes die Alten daheim zusammen sitzen und allerlei wichtige Gespräche führen; Landwirtschaft, Schule, Kirche bilden dabei die Hauptthemata. Zur Vesper ist der Kuchen-Kaffee wieder da, und abends spielt die Musikbande im Dorfkretscham. Da geht's um die Säule, daß das Haus wackelt, und manche alte Bäuerin, mit der es schon lange nicht mehr recht vorwärts wollte: heute fliegt sie nur so über den weiten Saal! Das macht die Musik!

Kirmesmontag ist heutzutage meistens nur noch ein halber Feiertag. Am Vormittage werden allerlei leichtere Arbeiten um Haus und Hof verrichtet — worauf nachmittags dann „Feiertag" gehalten wird. Dienstag weiß man von der Kirmes nichts weiter mehr, als daß höchstens einige verdorrte Kuchen noch daran gemahnen, die nun in der Ofenröhre aufgebacken und „verspult" werden. In meiner Jugendzeit noch war es jedoch Brauch und Regel, daß auch Montag und Dienstag im Kretscham lustig getanzt wurde. Das aber hat aufgehört, da sich die hochverehrliche Polizei in's Mittel legte.

Ich kann mich bei dieser Gelegenheit einer kurzen Bemerkung nicht enthalten, die mir der gütige Leser gewiß verzeihen wird. — So thöricht einesteils der Tanz auch ist (dergleichen Narrenspiele giebt es im Leben viele!), so kann doch nicht bestritten werden, daß die „alte Welt" dieser Lust weit mehr gefröhnt hat, als dies heutzutage geschieht. Wer von den alten Leuten hätte in seinem Leben nicht tüchtig gefegt — wie viele aber aus dem jungen Volke haben das Tanzen erst gar nicht gelernt; sei es, daß sie zu philosophisch darüber urteilen, sei es, daß ihnen die günstige Gelegenheit dazu fehlte. Dennoch aber muß man sehr häufig ältere Leute klagen hören, wenn sie von Tanz und Musik hören: „Gott! was ist das für eine Welt heutzutage; alles wird verjuxt und verjubelt — so haben wir's doch nicht getrieben." Entweder sind das heimtückische Philister gewesen, die niemals in ihrer Jugend froh sein konnten, oder es sind Pharisäer, die von hoher Kanzel herab moralisieren wollen über die süßen Thorheiten der Jugend, nachdem sie dieselben erst bis zur Neige verkostet haben. Daß doch das Alter oft so neidisch ist auf die jubelnde und freud-

volle Jugend! Doch auch aufrichtige, teilnehmende Herzen finden sich unter den Alten; Herzen, die selbst noch einmal jung werden, wenn sie die spielende, tanzende Jugend vor sich schauen, die sogar oft nicht begreifen können, warum unsere Jugend heute so trübetimplich und griesgrämig in's Leben darein schaut. „So ist's bei uns nicht gewesen", heißt es wohl da zuweilen, „wir waren immer lustig und quietschvergnügt." Aus jener alten Zeit, wo die Kirmsen noch in vollster Blüte prangten, stammt auch das „schläsche Sprichel":

„O mei lieber Kippabär,
Wenn doch immer Kirmes wär."

Die Hochzeit.

Der schlesische Bauer ist vor allem praktisch gesinnt. So trifft er die Wahl seiner Braut weniger nach dem Herzen als vielmehr nach dem Verstande. „Vernunftheiraten" geht man ein, wovon Max Heinzel so trefflich in seinem „Julerle vum Priezelte" schreibt. Gewöhnlich in den zwanziger Jahren ist der Schlesier bestrebt, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß der Schlesier auch dort erst zu lieben anfängt. Ganz recht hat Robert Rößler, wenn er sagt:

„Du lieber Gott, ich woar zwölf Joahr,
Und sie a brinkel jünger;
Destholben oder, doas ihs woahr:
Ber liebten üns nich winger . . ."

Nicht selten kommt es vor, daß schon unter Schulkindern eine Art Liebesverhältnis stattfindet. Sobald der Knabe der Zucht des Lehrers entwachsen ist, nimmt die schwungvoll ideale, rein platonische Liebe schon einen realeren Charakter an. Da werden die Kammerfenster abends häufig aufgesucht. Im allgemeinen giebt es ganz bestimmte Regeln über das „unter's Kammerfenster gehn". So erinnere ich mich, daß es

in meiner Heimat hieß: „Mittwoch gehen die Krummen; Freitag die Krätzigen und Räudigen; Sonnabend die Gewissen."

Sind nun die Jahre und Verhältnisse gekommen, daß das Heiraten eintreten kann oder muß, so wird hier und da herumgeschaut, wo ein passendes Mädchen zu finden sei. Schönheit ist nicht unbedingt notwendig — Hauptsache bleibt: Vermögen und Wirtschaftlichkeit. Gemeiniglich ist beim Heiraten ein dritter im Spiele, der die Sache vermittelt und sich den „Kuppelpelz" verdient, wie das Volk sagt. Junggeselle und Vermittler gehen unter irgend einem Vorwande zu den Eltern des Mädchens — am häufigsten ist Pferde- oder Kuhkauf der Grund des Kommens. Zuweilen geht die Geschichte so glatt, daß sofort das „Versprechen" (Verloben)gefeiert wird; oft aber zieht sich die Sache in's Lange und Breite; wenn nämlich der Vater des Mädchens nicht so recht mit der Sprache heraus will, wie hoch sich die Mitgift der Tochter belaufe.

Der kirchlichen Trauung geht das dreimalige Aufgebot und in neuester Zeit noch der civile Akt beim Standesamte vorher. Sobald das erste Aufgebot erfolgt ist, gehen Bräutigam und Braut zu den Verwandten und laden zur Hochzeit; an manchen Orten ist jedoch ein Hochzeitbitter Brauch, der das Einladen zu besorgen hat. Am Sonntag des dritten Aufgebots werden im Hause der Braut die „Richen" oder „Schmecker" gebunden, Bouquets aus künstlichen Blumen oder Myrtensträußchen mit bunten Bändern. Es geht dabei lustig her. Montag werden die Kuchen gebacken und an die Hochzeitsgäste verschickt; auch das Brautfuder wird zurecht gemacht. Es ist dies ein großer Leiterwagen (zuweilen auch mehrere) mit allen den Sachen, welche die Braut in den neuen Hausstand hinüber nimmt. Alles ist sorgsam geordnet und mit Blumen und Schleifen ausgeputzt. Oben darauf sitzen die „Betterinnen", juxen und werfen aus einem Korbe Kuchenschnitzel unter die nachfolgende Jugend. Im Hause des Bräutigams wird alles abgeladen; die Betterinnen richten die Betten für das junge Paar ein. Daß es dabei sehr lustig hergeht, läßt sich denken. Am Abende wird im Hause der Braut der „Polterabend" gefeiert. Allerlei altes Irdengefäß: Töpfe, Krüge, Schüsseln, Milchasche, werden

mit Übermut und Unsinn an die Stubenthür angeworfen, daß der Schrecken groß ist. Nun wird gescherzt, gelacht, gegessen und getrunken. Am Hochzeitsmorgen selbst versammeln sich die Verwandten und Hochzeitsgäste jeder auf „seiner Seite". Nach kurzem Frühstück geleiten sie den Bräutigam in das „Brauthaus", dessen Thüren heute festlich ausgeputzt sind. Sobald man den Bräutigamszug kommen sieht, wird die Hausthür verriegelt. Hier streiten nun die beiden Parteien durch die Thür hindurch. Der Brautdiener (Druschma) von der Braut Seite zieht gegen den Bräutigam los, verweigert Einlaß; worauf der Brautdiener von Bräutigams Seite als Verteidiger auftritt, so daß eine Versöhnung zu stande kommt. Die Thür geht auf, und der Brautdiener vom Bräutigam aus (der auch der „linke" heißt) bittet zum Zeichen des Friedens um eine Flasche Rosol (Likör) und um einen Kuchen. Nachdem Bräutigam und Hochzeitsgäste im Hofe davon gekostet, geht man hinein, woselbst ein Kuchen-Kaffee aufgetragen ist. Nun beginnt der „rechte" Brautdiener seine längere Ansprache an das Brautpaar, worin er ihnen die Wichtigkeit des Ehestandes vorhält, sie ermahnt, sich an die vielen Wohlthaten ihrer Eltern zu erinnern, und letztere dann bittet, ihren Segen dem Brautpaare zu spenden. Es ist dies der weihevollste Akt während des ganzen Festes. Da fließt so manche Zähre aus den Augen der Gäste vor heiliger Rührung. Die Stunde ist da — der Zug ordnet sich: Braut und Bräutigam, „rechte" Brautjungfer und „rechter" Brautdiener, „linke" Brautjungfer und „linker" Brautdiener, — das junge Volk, die alten Leute . . . Paukenwirbel und Trompetengeschmetter vom Chore herab leitet den Zug in die Kirche ein. Die hintersten Bänke des Gotteshauses wie auch der Gang sind von Neugierigen (welche „Brautschauen" sind) dicht gedrängt. „Wer die Braut gesehn, dem thut der Bauch nicht weh", sagt man allgemein. Einer aber von den Hochzeitsgästen schleicht sich während der Trauung zu den Glockensträngen, damit böse Schulbuben dieselben nicht zusammen binden; denn dann gäb's argen Krach unter den Eheleuten. Auf welcher Seite am Altare die Kerze flackert, dasjenige behält die Oberhand; lösche eine Kerze aus, stirbt eins. Nach

der Trauung muß das Paar Spießruten laufen; denn schon in der Halle haben sich die Sängerjungen und Ministranten zum Kollektieren aufgestellt. Auf dem Kirchwege weiter wird's immer schlimmer. Da steht der Nachtwächter mit dem Tageboten, da steht der Bälgetreter mit dem Totengräber, da stehen andere Männer und Knaben des Dorfes, ziehen eine Schnur vor, reichen dem Brautzuge zu trinken hin, wodurch sich jeder verpflichtet, irgend eine Münze dafür abzugeben. Es ist dies eine ungemein lästige Sitte, welche bereits hier und da abgeschafft wurde. Häufig vernimmt man auch Böllerschüsse, welche dem Paare von guten Freunden zur Ehre abgeschossen werden. Zuweilen geht auf dem Heimwege von der Kirche eine Musikkapelle dem Zuge voran, welche dann die Tafelmusik aufführt und abends zum Tanze spielt.

Das Mittagbrot trifft gemeiniglich erst spät ein, oft ist es drei oder vier Uhr, wenn die übliche Rindssuppe aufgegeben wird. In der Natur vieler Menschen liegt es, daß sie bei solchen Festen vor freudiger Aufregung vorher nichts genießen können; diese sind dann sehr übel daran, indem sie bis zur Mittagtafel hungern müssen, so daß der Magen quietscht, wie es heißt. Die Hochzeitsgerichte sind im allgemeinen folgende: Rindsbrühe mit Reis, Rindfleisch mit Kreen- oder Einbrenntunke, Leberwürstchen mit Rosinentunke und zuletzt Kalbs- oder Schweinsbraten. Das Zugemüse besteht in gedämpften Pflaumen, Einlegfrüchten, Häringssalat u. a. Während der Tafel treten mehrmalige Sammlungen ein. Zuerst kommt der „rechte" Brautdiener und sammelt auf's Wiegenband für die Braut; selbstverständlich geht der Ertrag ihm zu für das Auftragen bei Tische und etwaige Auslagen; sodann kommt die Köchin mit einem Strohseil umwickelt, hinkend herein, klagt, daß sie in's Feuer gefallen sei und bittet um eine kleine Hilfe zu den Kurkosten. Nach ihr geht's für die Aufwaschweiber in der Küche, bis zuletzt die Schulkasse zirkuliert.

Um den Abend, wenn die Stimmung ihren höchsten Grad erreicht hat, zieht man mit lauter Musik in den Dorfkretscham. Der Bräutigam aber wird erst um neun Uhr von einigen Musikern abgeholt; auch die alten Leute folgen nun. In vielen

Orten ist es Sitte, daß die Braut vom Brautdiener jedem Hochzeitsgaste, und wer sonst noch tanzen will, „angeführt" wird. Man tanzt dann mehrere Touren mit ihr, worauf man der Musikkapelle einen bestimmten Geldbetrag übermittelt (drei, vier, fünf Mark). Ehe die Braut nicht angetanzt ist, darf niemand anderes tanzen. Auch diese Sitte wäre besser abgeschafft, indem die Braut an diesem Tage, wo sie von den Vorbereitungen schon ermüdet ist, eine reine Tortur zu bestehen hat; die Musiker aber schneiden dadurch ein riesiges Geld. Sobald der Bräutigam kommt, stellt man sich zum „Brautreihn" an. Er wechselt die „Brautfrau" (gewöhnlich die Pate der Braut), welche ihn in den Kretscham geleitete, gegen die Braut aus, und alle anderen reihen sich paarweise hinter ihm an. Der „Brautreihn" ist ein alter Tanz nach Art unserer „Polonaise". Gewöhnlich erst um den Morgen ist der Tanz beendet. Die Zuschauer und alten Leute unter den Gästen verlieren sich in der Regel schon um Mitternacht. In meiner Jugend habe ich Bauernhochzeiten mitgefeiert, wo wir um 7 Uhr morgens — dazu im Sommer — aus dem Kretscham nach Hause gingen. Ist es eine sehr reiche Hochzeit, so tafelt man am zweiten Tage beim Bräutigam, und es kam früher gar nicht selten vor, daß am Abende noch einmal bis zum nächsten Morgen getanzt wurde. Am dritten bez. am zweiten Tage werden allerlei Hochzeitsspäße ausgeführt. Da spielt der bekannte „Erbsenbär" oder „Schimmelreiter" — man zieht zu allen Hochzeitsgästen des Dorfes, „schnurrt" Speck und Eier zusammen, welche dann von den Hochzeitsnarren im neuen Heim der Braut gemeinschaftlich gegessen werden. Oft sucht man eine Geige oder Klarinette irgend wo aufzutreiben, und ist ein musikalischer Hochzeitsnarr dabei, so geht der Tanz noch einmal los; diesmal jedoch um den Tisch der Wohnstube herum. Um den Abend, nachdem man den „Tummen ordentlich ausgelassen", gehen die letzten Gäste nach Hause, und das junge Paar bleibt nun endlich allein . . . Auch der Armen vergißt man in Schlesien zu solchen Festlichkeiten nicht. Gleich nach der Trauung (an manchen Orten den Tag vorher) findet das sogenannte „Austeilen" statt. Kinder, alte arme Leute versammeln sich im Braut-

haushofe und erhalten Hörnchen, Semmeln, Kuchenstückchen oder Hirseschnitten ausgeteilt; man nennt dieses „zucken". Sogar reichere Kinder gehen verhohlen „zucken". Am Nachmittage ist der Hof ebenfalls von Kindern voll; jetzt warten sie auf ein „Schnurrbeinel" (Bratfleischknochen), das ihnen eine mitleidige Seele zuwirft. Noch zu erwähnen ist das „Wixen" oder „Juxen" (Jauchzen). Die Hochzeitsgäste pärschen sich, d. h. sind stolz, geladen zu sein, und geben diesem Gefühl an dem Tage, wo sie nur immer gehen und stehen, in durchdringenden, schneidigen Tönen Ausdruck. Damit schließe ich meine Skizze.

Die Kindtaufe oder „Stippe".

Der Tag, an welchem der kleine Weltbürger oder die kleine Weltbürgerin in die Christengemeinschaft Aufnahme findet, wird in Schlesien durch eine besondere Festlichkeit gefeiert. Die Paten — ein Gevatter, eine Gevatterin; zuweilen noch zwei Taufzeugen — tragen das Kind zur Kirche mit dem Ausspruche: „Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir wieder." Es gilt als hohe Ehre, zu Paten geladen zu werden. Deshalb wirft sich der Herr Gevatter zu diesem hochwichtigen Akte ganz besonders in den Wichs. Ging er sonst das ganze Jahr hindurch in geschmierten Stiefeln, heute sind sie blank geputzt mit echter „Perleberger", daß sich der Kater darin bespiegeln kann. Der lange Gottstischrock (Wohlgespeissam) mit den blanken Messingknöpfen wird angezogen. Ein schwarzseidenes Tüchel, zweimal um den Hals geschnürt, nimmt sich auf dem weißen, hervorlugenden Hemdkragen recht prälatenartig aus, und der hohe Cylinderhut, der im alten Kleiderschrank jahrelang Meditationen über das „Vergessensein" angestellt hat, heute kam er zu Ehren und giebt dem gravitätisch einherschreitenden Eigentümer ein patriarchalisches Aussehen. Das Gesicht des biedern Schlesiers, das sonst gewöhnlich einem verwilderten Stoppelfelde glich, heute ist es glatt und blank wie das eines jungen Geistlichen; auch die

Haare sind sorgsam verschnitten, und der Nacken glatt ausrasiert, daß auch nicht das kleinste Härchen zu finden ist. Das wäre der Herr Gevatter! — Nicht anders steht's mit ihr, der Frau Gevatterin. Alle ihre Unterröcke, die sie in der Lade hatte, mußten heute das Volumen verstärken helfen. Die Landfrauen sind die bittersten Gegner von einfacher Kleidung — die Kleider müssen „stehen"; dünnes Gekleidetgehen gilt bei ihnen als Zeichen von Armut und Unordnung. Eine Stadtfrau in ihrem schlicht am Leibe herabhängenden Kleide heißt nicht anders wie eine „Schlumpe". Seidenkleid, Taftschürze, Spenser, Purpurtüchel, Tressenhaube, -Mütze spielen bei der Gevatterin eine große Rolle. Hinter dem Altare wird dem Kinde der „Patenknispel" in's Taufbettchen gesteckt. Der „Patenknispel" muß zu Hause von der Mutter geöffnet werden und zwar über dem Munde des Kindes; dann lernt dasselbe zeitig sprechen. Sobald die Taufe vorüber ist, beginnt der eigentliche Taufschmaus — in manchen Gegenden tritt er erst mit dem Abend ein.

Die Gerichte beim Mittagessen sind dieselben wie zur Hochzeit; zur Vesper kommt der stark duftende, honigsüße Kaffee mit dem guten „Kindelkuchen". Abends folgt Brot mit Butter und Käse — als Getränk ist Bier, Branntweiu und Rosol zu erwähnen. Für guten, süßen Rosol besonders muß der Kindelvater gesorgt haben, sonst hat er's aus um die Bauerfrauen, die geladen sind; denn es geht nicht nur der Mann allein, der Gevatter stehen mußte, zur „Stippe"; auch Seine mit dem jüngsten Kinde muß mit als „Freßgevatter" — das Kind aber zum „Kindelpussen" (küssen). So hat sich oft eine Gesellschaft von 20—50 Personen zusammengefunden. Erst spät zur Nacht kehren sie heim. Nach acht oder vierzehn Tagen kommen die Frauen alle wieder und bringen der glücklichen Kindelmutter einen Krug voll Kaffee oder Chokolade mit einem großen Kuchen oder „Kringel" (geflochtener Kranzkuchen aus Semmelteig), oder eine Anzahl Hörnchen. Man nennt dies das „Gevatteressen", und jeder, der zur „Stippe" geht, muß auch „Gevatteressen machen". In neuerer Zeit hat sich der Kindtaufschmaus schon sehr abgeschwächt; man schickt das Kind selbst

bei reichen Leuten oftmals mit der Hebamme in die Kirche — an eine Gasterei ist nicht mehr zu denken: „es langt nicht so weit", heißt es, „die Zeiten sind zu schlecht". Wohl mag es sein; wir alle aber helfen redlich mit, den guten Geist noch vollends aus dem Lande hinauszutreiben. So ist es! —

Erntefest, Weizen- und Haferkranz.

„Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen", kündigte Gott dem Adam an. Und dieses Wort des gestrengen Richters hat seine Macht und Wahrheit durch die vielen Jahrtausende behalten. Besonders ist es die Erntezeit, wo der Landmann im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen muß. Es ist dies unbedingt die schwerste Zeit für ihn. Vom frühesten Morgen, wenn der Hahn zu krähen beginnt, bis zum späten Abend, wenn die Aveglocke längst verklungen, muß jung und alt, Herr und Knecht in angestrengtester Arbeit in den Frondienst des Lebens ziehen. Oft bleibt ihnen nicht einmal die nötige Zeit zum Essen übrig, es wird stehend oder unterwegs abgemacht. Morgens geht man „lichtern" (nüchtern) auf das Feld, steckt einen kleinen „Maulsperrbissen", etwas „Mundnetze" ein und kann oft zur Mahlzeit vor Müdigkeit und Überanstrengung nichts genießen. Groß ist dann aber die Freude, wenn alles eingeerntet unter Dach und Fach liegt. Schon, wenn das Korn „hinne" ist, giebt's ein kleines Gastmahl für alle Arbeiter, die „Kornzahl"; dasselbe ist beim Weizen der Fall, und heißt dies die „Weizenzahl" (Weeßzoahl). Das eigentliche Jubelfest aber trifft ein, wenn sämtliche Halmfrüchte vom Felde in die Scheuern gebracht sind. Da feiert gewöhnlich die ganze Kirchgemeine das Erntedankfest. Fast in jedem Hause werden Kuchen oder Pfannenklößel gebacken. Der Bauer ladet alle Erntegehilfen ein, verteilt unter sie die „Ernte- oder Schnitterkuchen", giebt ihnen Bier und Schnaps zu trinken, dem Gesinde wohl auch einige „Böhmen" Erntegeld, und nicht selten spielt eine Fiedel, eine Leier oder Harmonika zum Tanze auf.

An dem ersten besten Sonntage nun feiern auch die Burschen und Mädchen ihr Erntefest — an manchen Orten führt es den Namen „Weizenkranz", an manchen „Haferkranz". In irgend einem bevorzugten Hause versammeln sich am Sonnabende abends zum „Feierabende" (Sonnabend abends wird in Schlesien nicht gearbeitet, oder nur geringe häusliche Beschäftigungen als: Aufwaschen, Flicken 2c. besorgt) die Dorfschönen und winden die Erntekrone aus Getreideähren, Blumen und Goldpapierstreifen.

Sonntag nach der Vesperandacht wird dieselbe mit „völliger" Musik abgeholt — ein auserwähltes Paar trägt sie — und ein lustiger Tanzabend im Dorfkretscham ist des Festes schönster Teil. Zuerst tanzen die Pferdejungen, dann die Knechte (Karlan). Dieses führt mich nun zu einer Mitteilung, die eigentlich einen Platz für sich beanspruchte; ich gebe sie aber, da ich darauf geführt wurde.

Ist ein Knabe in Schlesien der Schule entwachsen, und der Vater läßt ihn nichts lernen, so vermietet er sich zum Bauer als Pferdejunge.

Sämtliche Pferdejungen eines Dorfes bilden unter sich eine Gemeinschaft, und keiner hat Zutritt, wenn er sich nicht vorerst „einwirbt", d. h. so und so viel zum Vertrinken giebt. Vom Trinken hält der Schlesier sehr viel und bei irgend einer Gelegenheit wird schnell wieder einmal „gewinnert", d. h. in Gemeinschaft gezecht. Auch die Bauersöhne müssen sich einwerben, wenn sie nicht isoliert dastehen wollen. Diese kostet der Spaß oft mehrere Thaler, und es geschieht nicht selten, daß der Bursche bei dieser Gelegenheit zum erstenmal ernsthaft in die Dienste Merkurs tritt. Der Vater ist knauserig, von Taschengeld will er nichts wissen; was thut das Söhnlein? Es macht sich einfach beim „Worfeln" (Getreidereinigen) mehrere Metzen beiseite, verkauft sie unter der Hand an einen Hehler: was man dann „katern" nennt. Das gestohlene Gut heißt „Kater" oder „Fuchs". Ist der Pferdejunge endlich als Knecht aufgezogen, oder der Bauersohn so alt geworden, daß es ihm zu „speckisch" erscheint, sich mit den „Jungen" herumzuschlagen, so „wirbt" man sich unter die Knechte ein, was

dann viel mehr kostet. Damit hat man aber auch das Recht erkauft, mit den Knechten gehen zu dürfen, an ihrem Tische zechen zu dürfen, unter ihnen die ganze Nacht durchtanzen zu dürfen; — während sich die „Jungen" von neun, zehn Uhr ab bei den Thüren herumdrücken müssen. Erst jetzt hält man sich selbst und gilt beim Weibsvolke für vollzählig. Jetzt kann man auch ungeniert seine Cigarre rauchen; wohingegen es sich der „Junge" gefallen lassen muß, daß ihm ein couragierter Knecht den Glimmstengel auf offener Straße aus dem Munde schlägt.

Da, wo in einem Dorfe eine größere Herrschaft ist, giebt dieselbe gewöhnlich allen ihren Arbeitern einen „Weizenkranz". Musik und Getränk hat der Untergebene frei, darf sich einmal so recht seines Lebens freuen; auch die Herrschaft selbst nimmt zuweilen an dem Feste teil, und dreht sich am Abende die „Gnädige" (die andere Tage gemeinhin „ungnädig" ist) mit dem „Herrn" einigemal um die „Säule", was von dem Arbeiterpersonal als größte Herablassung wochenlang noch belobigt wird.

Das Schweinschlachten.

In Schlesien steht die Schweinezucht auf einer hohen Stufe; jeder Bauer beinahe hat seine „Pache" (Mutterschwein) zur eigenen Zucht. Schweinefleisch — grün, geräuchert oder gepökelt — ist dem Landmanne das liebste; Kalbfleisch dünkt ihm „zu latschig", und Rindfleisch schmeckt ihm „wie trockene Bankhadern oder Seilerstrickel". Deswegen werden alle Jahre 8—10 Schweine geschlachtet; selbst der ärmste Mann füttert sich sein Schwein, wenn es nur irgend möglich ist. Klößel und Fleisch mit Sauerkraut oder gebackenem Obst gilt im Winter als Lieblingsgericht. Zum zweiten Frühstück, zur „Kleinvesper", wie das Volk sagt, schneidet sich der „Herr" seinen Fetzen Speck von einem Schrötel ab, genießt ihn zum Brote und trinkt immer einen Schluck guten Korn, der in einer Wirtschaft nie ausgehen darf, dazwischen. Das kräftigt vor allem die Brust und befähigt zu schwerster Arbeit. Am Mittage hält jedweder Tischgast seinen Teil Schweinefleisch in der

linken Hand, beißt davon zu jedem eingetunkten Klößelbissen einmal ab. Läuft auch das thranige Fett zum Hemdsärmel herunter, so irrt das weiter nicht, das wird einfach aufgeleckt.

Das erste Schweineschlachten im Winter wird gewöhnlich festlich begangen. Schon früh, wenn das erste Fleisch im großen Kupferkessel lustig brodelt, findet sich ein kleines Häuflein Gäste zum „Quell- oder Wellfleische" ein. Diese Sitte stammt vielleicht noch aus der alten Heidenzeit her, wo auch bei der Opferung Nieren und Fettschwanz genossen wurden. Vor einigen gehörigen Fetzen Wellfleisch fürchtet sich der Schlesier durchaus nicht; oben darauf wird immer wieder ein kleiner „Knorpel" gesetzt, und so geht die Verdauung ganz leicht von statten. Würste werden mehrere Sorten gemacht: Blutwurst, Graupenwurst, Preßwurst (aus dem „Plimpel"), Leberwurst und mehrere Ellen Brat- oder polnische Wurst (Fleischwurst). Die Leber- und Graupenwurst ist meistens zum Verteilen an Nachbarn und Verwandte. Irgend eins von den Kindern geht mit einem Kruge „Quellsuppe" (Wurst- und Wellfleischsuppe), einem Teller „Blutgraupe", worauf mehrere Würste (dicke und dünne) und ein Stück Fleisch (gewöhnlich vom Rückgrat) liegen, zum Nachbar, zum Vetter, zur Muhme und spricht: „Der Voater und de Mutter lon Ich goar schien grissen, und do schicken s' Ich ang Quellsuppe und ang Wurschtgraupe. . . Und uf a Gabend sülld 'r ock ja uf de Wursch kummen." — — Dafür erhält das Kind fünf oder zehn Pfennige Trinkgeld, wozu der Beschenkte spricht: „Do soa ock'm Voater und der Mutter: Ich luß'n an Bezoahlsichgot soan — bis bier warn schlachten . . ." Abends versammeln sich nun die Geladenen zum Wurstessen. Zuerst wird eine große Schüssel voll Wellfleischsuppe mit zerkochten Würsten aufgetragen, woraus alle suppen, ohne sich erst in Teller auszuschöpfen; dann kommt eine Pfanne mit Wurstgraupe und zuletzt gebratene Würste. Als Getränk giebt es Bier und Schnaps. Es ist eine recht heitere Gesellschaft, Stoff zur Unterhaltung giebt ebenfalls das Schwein, indem der Gastgeber erzählt: wie es fraß und soff, wie viel Fett es hatte, wie die „Därmer" waren u. s. w. Die Gäste, die selbst alle Schweinezüchter sind,

halten nun aus ihrer Praxis detailierte Vorträge, so daß die Mitternacht da ist, man weiß nicht wie. Auch der Pfarrer und der Schulmeister sind zuweilen unter den Geladenen, dann natürlich bleibt man nicht den ganzen Abend bei den Schweinen.

Hier muß ich noch eine persönliche Ansicht äußern auf gut Glück und Gefahr, was sich auch der gebildete Leser unter mir denken möge. Häufig hört man Bauern und Städter statt Schwein Schwarzvieh, statt Schweinestall Schwarzviehstall sagen. Mir will es durchaus nicht einleuchten, was in dem Worte „Schwein" Anstößiges wäre. So lange dieses Tier in der Naturgeschichte seinen alten Namen behält, halte ich es entschieden für eine Zimperlichkeit, wenn sich jemand geniert, diesen eigentlichen Namen auszusprechen. Solche Prüderie stellt unter Umständen dem Betreffenden ein übles Zeugnis aus. Nur was man in eine Sache selbst hinein legt, das ist darin, und Lenau sagt in einem seiner Briefe gelegentlich: „Viele Menschen ekeln sich vor der Suppe, in der sie ein Haar finden; sie wissen aber nicht, daß dieses meistens von ihnen selbst hineingefallen ist..." Hier und bei allen ähnlichen Geschichten dürfte Lenaus Wort voll zutreffend sein.

Will jemand durch das Wort Schwarzvieh dem Schweine einen poetischeren Namen geben, so kommt es mir fast vor, als wollte er es mit Blumen und Lorbeeren umkränzen. Was nutzt es? Schwein bleibt Schwein — — und diesen Namen führt es seit Menschengedenken.

Die Fasching.

Die Zeit von Weihnachten oder Neujahr bis Aschermittwoch führt den Namen Fasching oder Fastnacht. Verwandte und Freunde besuchen in diesen Wochen abwechselnd einander und geben sich Mahlzeiten. Eine große Rolle spielen hier die „Krapfen" oder „Krapel", das sind leere oder gefüllte Weizenklöße, welche in Fett, Butter oder Leinöl gesotten werden; man ißt sie zum Kaffee. Noch andere Arten des Gebäcks kommen vor, z. B. die „Pfannenklöße", welche in Bratpfannen auf der Platte gebacken werden und die Form eines Mauerziegels haben

— natürlich en miniature! Dann der Napfkuchen, Drehdichrum oder Kugeluck (Gugelhupf). Während der Faschingszeit geht es im Kretscham lustig her; da giebt es in belebten Orten einen Weiberball, einen Bauernball, einen Jungenball und einen Knechteball. Die letzten drei Tage vor Aschermittwoch war noch bis vor kurzer Zeit täglich Musik. Zu erwähnen ist hier am Faschingmontage (an manchen Orten Dienstag) das sogenannte „Hahnschlagen". Die Jugend des Dorfes von 4 oder 5—30 Jahren versammelte sich an irgend einem Orte zu dieser Lustbarkeit. Ein stattlicher Hahn, dem Flügel und Füße gebunden waren, guckte mit dem Kopfe durch den zerschlagenen Boden eines Bunzeltopfes oder eines Milchnapfes und harrte des Urteilsspruches. Der älteste der Knechte oder Bauersöhne stand nun als Bevollmächtigter vom „hochpeinlichen Not- und Halsgericht" auf, las die Anklage wider den Delinquenten laut und pathetisch vor: daß derselbe stolz und eitel gewesen, andere Brüder körperlich verletzt habe u. s. w., worauf der Tod gesetzt sei. Nun wurden einem Burschen aus der Menge die Augen verbunden — der Kreis erweitert, der Blinde mehrmals im Kreise herumgedreht und mußte nun um sich herum schlagen mit dem Knüppel oder dem Dreschflegel, den er in der Hand hatte. Traf er den Hahn nicht, kam ein anderer an die Reihe — bis endlich der geängstigte Vogel doch zum Opfer fiel. Da war der Jubel groß! Der „Scharfschütze" wurde bekränzt und unter lautem Gejohle in das Wirtshaus geführt. Hier nun wurde der Hahn gebraten und verzehrt; auf's Trincken durfte nicht vergessen werden — ein lustiger Tanz am Abende beschloß das Fest*).

Das Königschießen und der „Crusch".

Dieses Volksfest wird jedenfalls noch lange Jahre fortbestehen, weshalb ich mir eine Beschreibung ersparen kann.

*) Interessant wäre es mir, zu erfahren: woher diese alte Sitte stammt, und warum man gerade den Hahn dazu erwählt?

Sitten und Gebräuche.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Schiller.

Das Weihnachtsknallen.

In meinem Heimatsdorfe Kreuzendorf und der ganzen umliegenden Gegend war die Sitte, dem Christkinde entgegenzuknallen oder, wie man im Dialekt sagt: „'m Jesekindel ei de Käne knollen." Ungefähr drei Wochen vor Weihnachten, sobald der Nikel eingelegt hatte, konnte man die ersten „Platzer" (Knaller) vernehmen. Jeder Dorfjunge von vier bis vierzehn Jahren hatte sich entweder selbst eine „Jesekindelpeitsche" angefertigt, oder von einer anderen Person eine solche machen lassen. Diese Peitsche bestand aus einem zwei bis drei Meter langen Seilerstrick, der nach unten immer schwächer wurde, mit einer „Schnur" versehen war, an welche der sogenannte „Flachspischel" geknüpft wurde. Der „Flachspischel" war aus feinem, durchgehecheltem Flachse geflochten. Das dicke Peitschenende, mit vielen einfachen und doppelten Knoten versehen, war an einem kurzen, wuchtigen Stecken befestigt. Die Peitsche wurde erst mehrmals über den Kopf geschwungen und alsdann ihr ein kräftiger Ruck gegeben, so daß sie einen böllerähnlichen Knall verursachte. Gewöhnlich auf dem Gemeindeanger in der Mitte des Dorfes war die Jugend zum Knallen versammelt. Nur um den Abend und etwa bis sieben, acht Uhr wurde geknallt. Zu einer anderen Tageszeit lag kein Reiz in diesem Vergnügen, und dachte niemand an die Peitsche. Entweder knallte jeder Junge vor seinem Hofe, oder es ver-

sammelten sich viele gemeinschaftlich an einem Orte, wo der Schall weithin hörbar wurde. An so einem Platze, der gewöhnlich auch ein Echo vernehmen ließ, waren zuweilen zehn bis zwanzig Knaller aufgepflanzt — selbst Knechte und verheiratete Männer nahmen mitunter teil. Hierbei fällt mir eine recht große Jugendsünde bei, die ich durch offenes Bekenntnis gern sühnen möchte. Die Schule in meinem Dorfe liegt etwas erhöht, vor derselben ist ein freier Platz. Nun mochten sich einmal wie von ungefähr einige Knaben hier eingefunden haben, um zu knallen. Der durchdringende Schall, welcher durch das Schulhaus dröhnte, war dem alten, ehrbaren Lehrer — Straube hieß der gute Mann — so störend, daß er die losen Burschen durch Scheltworte forttrieb. Das aber war Öl in's Feuer! Sobald die nichtswürdigen Buben wußten, daß der Schullehrer das Peitschenknallen für den Tod nicht leiden könne, da versammelten sich groß und klein zur Abendstunde, wenn die Finsternis niemand mehr erkennen ließ, auf dem Schulbergel und knallten zum Tollwerden. Kein Wort wurde gewechselt, und jeder führte einen fremden Namen. So wurde denn der gute, alte Mann, der an vierzig Jahre in dem Dorfe unterrichtete, bis auf's Blut gequält. Oft schrie er zum Fenster herunter, oder kam mit der Laterne unter die freche Schar. Da aber waren alle verschwunden und zerstoben. Es war ihm auch nicht möglich, einen von den Verbrechern mit Namen zu erfahren, so eng verbunden war die Bande. Auch ältere Leute, denen dieser höchst gerechte und gewissenhafte Mann öfters zum Steine des Anstoßes wurde, suchten ihn durch nächtliches Knallen zu kränken. So etwas haben die Kreuzendorfer von je her sehr gut fertig bekommen, und auch heute noch hört man zuweilen von derlei Galgenstückchen. Ich, als ich in die Reihen der Knaller eintrat, fand das vor — und so muß ich zu meiner Schande bekennen, auch unter den undankbaren Rangen gewesen zu sein, die ihren großen Wohlthäter also betrübten. Gott aber weiß, daß mein Herz keinen Anteil daran hatte: ich lief halt mit aus reiner Affentugend. Möge der gute, edle Mann, dem ich so viel danke, recht sanft schlafen auf dem traulichen Plätzchen des heimat-

lichen Friedhofes, allwo er nun schon über zehn Jahre schlummert! . . .

Kehren wir nun wieder zum Weihnachtsknallen zurück. Am hl. Abende beginnt dasselbe schon gleich nach den ersten Mittagstunden und dauert fast bis zur Mitternacht. Um das Abendläuten zogen früher, vor der Separation (die vielleicht um 1864 gewesen sein mag), die Gemeindehirten um's Dorf. Nur dunkel kann ich mich daran erinnern, wie ich als sechsjähriger Knabe hintan den Reigen mitmachte. Der Kuhhirt des Dorfes bildete den Anführer und blies allerhand Signale und Liederweisen auf seiner Hirtentrompete, welche Eigentum der Gemeinde war. Der Schweinehirt, der Gänsehirt, der Ziegenhirt kamen gleich hinter ihm mit großmächtigen Peitschen und knallten, daß einem die Ohren dröhnten. Nun erst kam die gesamte Jugend des Dorfes und andere Schaulustige. Jeder Junge half mit seiner Peitsche den Knall eifrigst verstärken, und so entstand ein Aufzug, der sich nicht beschreiben läßt. In der Nähe der Hirten hielten sich ihre Weiber auf und nahmen die Kuchen in Empfang, die ihnen aus allen Bauerwirtschaften zugetragen wurden.

Man hat in neuerer Zeit diese Sitte als heidnische betrachtet und zu beweisen versucht, diese Hirtenumzüge als Nachahmungen der wilden Jagd und des wilden Jägers hinzustellen. Ich schließe mich dieser Deutung fast an. Die Kirche fand diese Sitte unter den Heiden vor, konnte sie nicht unterdrücken; deshalb christianisierte sie dieselbe und ließ sie bestehen. Niemand mehr weiß heutzutage noch, was diese Hirtenumzüge zu bedeuten haben; man sagt: die Hirten in Bethlehem suchten ihre Freude, nachdem sie erfahren, der Messias sei geboren, durch lautes Knallen und Blasen auszudrücken. Wie eng aber hängt diese Sitte mit der wilden Jagd zusammen! Warum findet das Knallen nur um die Dunkelstunde statt, wo ja sonst die wilde Jagd dahin braust? Wie kommt es, daß man Wochen zuvor schon mit Peitschen knallt? Auch das Schießen am hl. Abende deutet auf den wilden Jäger mit seiner nächtlichen Jagd. Die alten Heiden feierten um diese Zeit ihr erstes großes Fest: das der Wintersonnenwende.

Die Rockstuben.

Die langen Winterabende werden in Schlesien meistens noch mit Garnspinnen verbracht; jedoch wird diese Beschäftigung durch die Maschinen und Dampfspinnereien immer mehr verdrängt. Früher mußte sich jedes Landmädchen ihre Leinwand zur Ausstattung selbst spinnen; während jetzt die meisten Bauertöchter das Spinnen erst gar nicht mehr lernen, wie ich schon im Kapitel der „Spillalutsche" hervorhob. In vielen schlesischen Dörfern jedoch giebt es noch heute vollzählige Spinn- oder Rockstuben. Gemeiniglich macht sich auch hier der Kastengeist geltend; da haben die Bauertöchter, die Häuslertöchter, die Mägde, die Kindermädchen ihre separate Rockstube. Eine solche befindet sich in der Regel bei einem ärmeren, braven Dorfinsassen, welcher für seine „Umstände" in irgend einer Weise entschädigt wird.

Um 6 Uhr an den langen Winterabenden versammeln sich die rührigen Spinnerinnen bei ihrem wohlangesehenen „Rockstubenvater" und beginnen das Spinnrädchen, den Geist, den Ziegenbock oder wohl gar noch die Spindel (Spille) hurtig zu drehen. Nicht lange währt es, so geht ein eigentümlicher Zauber durch die ganze Stube. Da werden traurige und heitre Liedlein vom „Scheiden und Meiden" in das schnurrende Treiben des Rädchens hineingesungen, da werden allerhand Märchen und Geschichten erzählt, oder wohl auch Rätsel geraten. Mittlerweile ist die Spule beinahe voll geworden, und die Schürze ist mit „Scheeben" („Scheeven" — Überreste des Flachsholzstengels) dicht besät. Da klopft es an's Fenster . . . die ganze Schar der fleißigen Spinnmädchen fährt auf von dem plötzlichen Schreck. Die größte Unruhe bemächtigt sich aller, welche sich unter Scherzen und Lachen („Quickern") zum Fenster drängen. Der Rockstubenvater erhebt sich von seinem gemächlichen Platze hinter dem großen warmen Kachelofen, in dem das Feuer lustig knistert und singt, er geht hinaus in's Haus — und nicht lange dauert's: da führt er mehrere nette Burschen herein, welche den Spinnerinnen nur zu gut bekannt sind. Eine jede hat ihren Platz wieder eingenommen und hält sich sittig hinter dem

bauschigen Rocken verborgen. „Wir kommen einmal zusehen, ob man keine Scheebenschüttler braucht", entschuldigen sich die männlichen Gäste, indem sie der Reihe nach die Schürzen von den Flachsabfällen lustig säubern. Dann setzen sie sich ruhig nieder ein jeder auf den Platz, den ihm der Rockstubenvater huldreichst anweist, foppen die holden Dorfschönen und erzählen mancherlei schnurrige Geschichtchen und Abenteuer. Da giebt's zu hören und giebt's zu lachen! Endlich kehren die Mädchen das Schwert um und wenden es gegen die freimütigen Besucher. „Wenn Ihr wolltet so ‚troppentreuge' hier herein kommen, so konntet Ihr auch lieber draußen bleiben", werfen sie jenen vor; „denn wenn man so lange den Faden netzt, wird einem der Mund trocken; da muß wieder Netze sein" . . . Das ist etwas Ehrenrühriges für die Burschen, das dürfen sie sich nicht nachsagen lassen. „Hier! Rockstubenvater", ruft einer der Beleidigten, „die Flasche gesucht, das dürfen wir uns nicht vorwerfen lassen; Feldmüllers Ignaz giebt einen Böhmen, Kirchmanels Josef giebt einen Böhmen, ich gebe einen Böhmen, und Machunze Kaspar giebt auch einen dazu — meinetwegen! Da wollen wir einmal ‚winnern'" . . . Nach einer Viertelstunde steht eine langhälsige Flasche voll des süßesten Rosols auf dem Spinntische. Der Rockstubenvater, weil er den Boten gespielt hat, trinkt an, um jedem Argwohne vorzubeugen. So ist es in ganz Schlesien Sitte. Dann aber macht das Gläschen (Stampel) die Runde durch die ganze Spinnstube, und selbst die Rockstubenmutter, die auf der Ofenrütsche „Ihm's" seine Hirsch- oder Ziegenbockledernen flickt und sonst das süße Honigzeug nicht recht „verknusen" kann: diesmal darf sie keine Ausnahme vor der Gesellschaft machen. Unter fortwährendem Spinnen und Trinken und Lachen und Scherzen ist endlich die Feierabendstunde vorzeitig herangekommen. Die Spinnerinnen erheben sich von ihren Sitzen, recken und strecken sich einmal weitaus in die Höhe, da sie vom langen Sitzen fast „die krumme Neune" bekommen haben — dann lassen sie das Orakel noch einmal sprechen, ob der Herzallerliebste schon schläft (sie zünden kleine Überbleibsel vom Spinnrocken über dem Lichte an; geht so ein „Puutzen" mit steigender Flamme zur Decke hinauf, ist der

Liebste noch wach — verlischt er, liegt der Bräutigam schon im Schlaf), bis sie endlich aufbrechen und von den Burschen heimgeleitet werden. Jeder Begleiter muß den „Rockfteckel“; und's „Übricke“ tragen. Ein züchtiger Kuß ist am Ziele der Gefälligkeit süßer Lohn.

Einmal in jeder Rockstubenzeit weicht man von der gewöhnlichen Arbeitsregel ab: das ist zur „Langennacht“. Entweder wird an dem Abende gar nicht gesponnen, oder doch wenigstens nicht viel. Jede Spinnerin brachte der Rockstubenmutter etwas mit: ein Brot, ein Stück Fleisch, einen Teller Hirse oder Graupe, ein Säckchen voll Backobst, einen Krug voll kuhwarmer Milch, oder was es sonst nur irgend ist. Davon bereitet die Rockstubenmutter ein Abendmahl. Oft auch giebt es Kaffee oder Chokolade nebenbei. Die „Scheebenschüttler“ sind heut eigens dazu eingeladen und müssen das Getränk besorgen. Da geht es denn ganz besonders lustig und jovial zu. Zuletzt wird eine Streu ausgebreitet d. h. einige Schütten Roggenstroh, worauf man sich nun umher wälzt, ohne jedoch die Sittlichkeit zu verletzen. Man nennt dies die „Rummelstreu“, und dieselbe bildet den Schluß der „Langennacht“. Jeder Bursche führt sein Mädchen hierauf bis vor der Eltern oder Dienstherren Hofthor. — —

Das Sommersingen oder der Maiengang.

Am Sonntage Lätare gehen die Mädchen von Haus zu Haus, halten in der Hand einen jungen Tannenwipfel, der mit allerlei Sachen verziert ist, singen kleine Liedchen dazu und erhalten dafür verschiedene Sachen ausgeteilt. Den Tannenzweig nannten wir in weiter Gegend „Maien“ und die Sitte selbst „zu Maien gehen.“ Mehrere Tage vorher schon beschäftigen sich die Mädchen mit dem Putzen oder „Anziehen“ (Ankleiden) des Maiens. Sie haben dazu weißes, blaues, rotes, gelbes, grünes Papier, das sie faltig zusammen legen und daraus „Engelchen“ und „Rösel“ machen, welche an die kleinen Tannenzweiglein angebunden werden. Aus ungedroschenen Strohhalmen schneiden sie kleine Glieder oder Absätze, fädeln diese

an einen langen Faden und dazwischen immer ein ganz kleines, viereckiges buntes Fleckchen, so daß eine „Kette" entsteht. Dieselbe wird mehrmals um den Maien gewunden; zuletzt kommen noch bunte Bänder (Patenbänder), Schleifen („Maschen") daran.

Einzelne von den kleinen Liedchen, welche dabei gesungen werden, sind:

„Steckt a Mäa ei-n-a Mist,
Ber loben a Herrn Jesu Christ —
De Herrn as wie de Frauen,
Die thun's goar gerne schauen.
De Frau die hoot an ruten Rook,
De greift gärn ei-n-a Gruschentroog,
De wird sich wull bedenken,
De wird mer a Gäbla schenken.
Gatt üs*) a Gäbla, lußt üs ziehn,
Ber warn a Heisel wetter giehn —
Ber hoan goar müde Beene,
Ber stiehn uf heeßem Steene" . . .

„De guldne Schnure steugt üm doas Haus,
De schiene Frau Wirten gieht ei und aus —
Des Murgens, wenn se früh ussteht
Und ei de liebe Kerche gieht,
Do setzt se sich uf da geweihten Ort
Und hürt goar gärn uf Gottes Woort —
De werd sich wull bedenken,
De werd mer wull woas schenken" — —

„Rute Rüslan, rute,
Blühen uf dam Stengel —
Der Herr ihs schien, der Herr ihs schien,
De Froo ihs wie a Engel.
Kleene Fischlan, kleene,
Schwimmen uf dam Teichel —
Der Herr ihs schien, der Herr ihs schien,
De Froo ihs wie 'ne Leiche.
Der Herr hoot anne huche Mütze,
A hoot se vull Tukoaten sitzen,
A werd sich wull bedenken,
A werd mer wull woas schenken."

*) üns, uns.

„Strieh, Strah, Stroh —
Der Summertaag ihs do.
Der Sommer und der Winter
Doas sein Geschwisterkinder.
Summertaag — Stab aus,
Bloast 'm Winter de Oogen aus.
Strieh, Strah, Stroh —
Der Summertaag ihs do."

Mit solchen Liedchen also werden die Leute angesungen und verteilen dafür Bäugel und unterschiedliche Zuckersachen an die Sommerkinder aus.

Diese Sitte steht in engster Verbindung mit der folgenden, dem

Todaustreiben.

Desgleichen am Sonntage Lätare versammeln sich um den Mittag die Knaben des Dorfes, bringen alte Kleider herangeschleppt und stopfen dieselben zu einer Strohfigur aus, welche den Namen „Tod" führt und ursprünglich Marn oder Morzana geheißen haben soll.

Dieser Strohmann wird dann nach der Vesper auf einer hohen Stange singend und jubelnd unter großem Volksauflauf durch das Dorf getragen und hinter demselben auf einem Ackerstücke zerrissen. Jeder Knabe nimmt sich etwas von dem Stroh mit nach Haus, legt es in das Hühnerkörbchen; dann vertragen die Hühner kein Ei und brüten viel besser, heißt es. Im ganzen Dorfe wird an dem Tage zur Vesper Semmel oder Bäugel („Beegel") mit Milch gesuppt. Ist der Tod ausgetragen, ziehen die Knaben mit einem auf der hohen Stange befestigten Maien um's Dorf und singen allerlei Liedchen, wofür sie einige Pfennige einheimsen, die dann gemeinschaftlich verteilt werden.

Man hat das Sommersingen der Mädchen wie auch das Todaustragen der Knaben als Erinnerung an die Christianisierung Schlesiens gehalten. Dem ist jedoch nicht so.

Beide Sitten stammen ebenfalls aus der uralten Heidenzeit her, haben sich bis auf unsere Tage erhalten, wo sie nun doch endlich, wie es scheint, dem modernen Volksgeiste zum Opfer fallen werden Zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums

feierte man das Sommerfest aus Freude, daß nun der Sommer den Winter besiegt habe. Da wurde denn eine alte Götzenfigur, der karrikierte Winter, durch's Dorf getragen und allgemein verspottet und verhöhnt, da seine Macht nun gebrochen sei, und Sommer, dieser liebliche Jüngling, herrsche. — Nehmen wir an, daß diese Sitte erst seit der Christianisierung Schlesiens herrsche! Zwar heißt es, daß Mieszko I. im Jahre 967 bestimmte: am vierten Fastensonntage müßten alle Götzenbilder zerstört und in Sümpfe geworfen werden — — ob aber dieser Befehl so pünktlich vollzogen wurde, läßt sich bei der Verstocktheit der Heiden sehr bezweifeln. Doch angenommen, es sei! Hat dann wohl auch ganz Deutschland an einem und demselben Tage das Christentum angenommen? Wir wissen das Gegenteil! Wie kommt es aber dann, daß auch in andern Ländern die Sitte des Sommersingens anzutreffen ist? z. B. in Franken und in der Pfalz. Diese Länder nahmen doch zu einer ganz andern Zeit das Christentum an, weshalb sie die Sitte nicht zum Andenken daran üben können. Oder haben sie dieselbe den Schlesiern entlehnt? Das läßt sich schwer annehmen. Es ist auch diese Sitte nie von der christlichen Kirche sanktioniert worden, wenigstens hat man darüber nirgends etwas gelesen; deshalb kommt es vor, daß Orte in der Nähe und benachbarte Gegenden die Sitte nicht haben, während wir sie in ferneren Länderstrichen allenthalben antreffen können. Ursprünglich mag es heidnischer Brauch über ganz Deutschland gewesen sein. Wenn aber jetzt manche Länder denselben nicht mehr pflegen, so hat das seinen Grund in irgend welchen Verhältnissen, wie ja auch ein Mensch länger am Alten hängt als der andere. Auch Luther kannte die Sitte des Todaustreibens und Sommersingens; jedoch legte auch er ihr die zweifelhafte Deutung der Christianisierung unter, wie aus seinem Spottliede auf den Papst zu ersehen ist.

Das Judensehen.

Der Mittwoch der Karwoche heißt im Volke: „Die krumme Mittwoche". An diesem Abende, wenn es finster ge-

worden ist, gehen die Knaben und Knechte in der weiten Leobschützer Gegend auf's freie Feld hinaus und zünden alte mit Teer bestrichene oder mit Kiensplittern besteckte Besen an, werfen sie in die Höhe, laufen damit hin und her und treiben anderen Mutwillen. Nicht selten ist es vorgekommen, daß ganze Backhäuser abgedeckt und die Schoben verbrannt wurden; auch Strohschütten schleppte man zum Anleuchten auf's Feld hinaus. Man nennt das „Judensehen" und erzählt, daß die Pharisäer schon Mittwoch eine Rotte mit Fackeln auf den Ölberg sandten, welche Christum gefangen nehmen sollte.

Man fand ihn aber nicht, erst den andern Abend überlieferte er sich in ihre Hände, nachdem ihn Judas verraten.

Das „Judensehen" ist ein Rest der alten Oster- oder Frühlingsfeuer.

Johannesfeuer.

Am 23. Juni, der Vigilie zum Todestage Johannes des Täufers, werden zur Abendzeit die Johannesfeuer angezündet*). Besonders ist diese Sitte im Gebirge sehr verbreitet, und sieht man die hellen Feuermale auf demselben weithin in der Ebene leuchten. Doch auch auf dem Flachlande herrscht diese Sitte; ich fand sie in der Gegend von Zülz und Neustadt, auch hierorts gab es dies Jahr große Johannesfeuer. Die Johannesfeuer herrschen an dem ganzen Sudetenzuge bis zur Lausitz. Den Abend vor Johannis werden auch Fenster und Thüren mit Blumen (besonders Kornblumen und Raden) bekränzt, in einigen Dörfern sind sogar lange Schnüre mit Blumenkränzen und Sträußen über die Straße gezogen. Das Volk ist des frommen Glaubens: der heilige Johannes steige zur Nacht hernieder und segne die Blumen, halte auch alles Leid und Ungemach vom Hause fern.

*) Die Polen feiern an diesem Abende auf Seen und Flüssen das „Wianki"- oder „Kranzwerffest", welches wie unsere Johannesbräuche an die alte Feier der Sommersonnenwende erinnert.

Das Kreuzelstecken.

Ostersamstag findet in der katholischen Kirche die Feuerweihe statt. In irgend einer windstillen Ecke des Kirchhofes oder sonst wo weiht der Priester eine angeschürte Feuerflamme, in welche sodann eigens zubereitete Holzstücke gehalten werden, denen sich nach der Lehre der Kirche die Benediktion mitteilt. Am Abende schnitzt man aus diesem geweihten Holze Kreuzchen, von denen eine besondere Art die „Mateserkreuze" (Malteser) sind*). Ostermorgen früh um drei oder vier Uhr geht man hinaus auf's Weizen- und Kornfeld und steckt die Kreuzchen längs des „Mittelrückens" hinein. Zu beiden Seiten der Kreuzchen steckt man geweihte Palmen vom Palmsonntage her. Am Wege vorn kommt gemeiniglich ein Malteserkreuz in die Mitte, zwei gewöhnliche Kreuze daneben und dazwischen Palmenreiser. So ist der fromme Landmann des schönen Glaubens, daß sein Feld dadurch vor feindlichem Einflusse bewahrt bleibe. An manchen Orten werden die Kreuzchen erst am 1. Mai in's Erdreich gesteckt. Die schönste Belohnung, welche den Kreuzelsteckern am Ostermorgen für das zeitige Aufstehen wird, ist das „Osterlämmel". Jeder von den freundlichen Lesern dürfte vielleicht dasselbe schon gesehen oder wenigstens davon gehört haben. Die Sonne hat an diesem Morgen einen sonderbaren Schein; man nimmt in ihrem Bilde ein eigentümliches Zittern wahr, als ob jemand mit einem Tuche in derselben herum fächerte. „Das ist das Osterlämmlein mit seinem Fähnchen", sagt die gute Mutter dem lieben Kinde. Das Osterlämmchen zu sehen, war eine meiner schönsten Kinderfreuden.

Schmackostern und Spritzen.

Wie die Mädchen am Sonntage Lätare singend von Haus zu Haus gehen, so thun es am Ostermontage die Knaben. Kaum ist es grau geworden, begeben sich mehrere Schulkameraden zusammen und ziehen von Nachbar zu Nachbar

*) Die Malteserkreuze haben ungefähr die Form eines lateinischen X, das noch an einem senkrechten Stäbchen befestigt ist und mit seinem untersten, verlängerten Ende in die Erde gesteckt wird. Das „Andreaskreuz" ist ähnlich.

um das ganze Dorf; nur die armen Häuser bleiben von dem allgemeinen Umzuge verschont. Jeder Knabe trägt in der einen Hand einen „Triäster" — Schmackoster genannt — aus Weidenruten, worin bunte Schleifen geflochten sind; in der anderen ein gezipfeltes Tuch, ein Körbchen oder eine Tasche. Es ist ganz besonders auf das Weibsvolk abgesehen, und wohin sie kommen, wird derb auf die Mädchen und Frauen losgeschlagen. Selbst Männer machen es sich zum Scherz und gehen in die Häuser guter Freunde schmackostern. Von den dazu singend gesprochenen Reimstrophen seien folgende angeführt:

„Schmackuster, schmackuster üm a Mool-ae!
Hot'r kees, do gatt mer a Stückel Kuchen,
Ich war Ich murne hingen draußen suchen."

„Mädel, Mädel, muß Dich peitschen,
Daß Dich nicht de Fliehe beißen.
Gim mer a Ae
Gber zwee
Und a Stückel Usterkuchen —
Ich war Dich hingen draußen suchen."

Daraufhin erhalten nun die Knaben Verschiedenes: ein Stück Gelbbrot, ein Stück Kuchen, ein bemaltes Hühnerei, ein Malei aus Pfefferkuchenteig und Zucker, „Pauerbissen", „polnische Klumpen", Zuckerherzen, Geld, oder was es nur irgend immer ist. Giebt es in einem Hause nichts, so schreit der ganze Haufe:

„Uxafüsse, Kälberfüsse!
Ei dam Hause kriegt ma nischte;
Ihs doas ni a Schande
Eim dam ganzen Lande . . ."

Bei den Paten und Verwandten setzt es in der Regel eine Apfelsine. Reichere Knaben gehen nur zu den nächsten Verwandten und Nachbarn schmackostern, arme ziehen um's ganze Dorf, wenn nicht gar noch in's nächste Nachbardorf.

An vielen Orten ist auch das Spritzen und Baden Brauch. Wer nur irgend wie vom männlichen Geschlechte ein bißchen gesunden Übermut besitzt, der nimmt sich an diesem Tage eine Spritze, ein Kännchen oder eine Flasche, schleicht sich an ein Mädchen oder an eine Frau heran und läßt nun einen plötz-

lichen Regen auf die Betroffene los. Leider artet diese Sitte unter rohen Händen so weit aus, daß die Gesundheit dadurch geschädigt wird. Zuweilen führt man nämlich die Frauensperson geradezu an die Plumpe; und bedenken wir, wie unfreundlich manches Jahr das Wetter um Ostern ist, so läßt sich leicht einsehen, was für eine Tortur solch Treiben ist.

Osterdienstag hat das weibliche Geschlecht das Recht, schmackostern und spritzen zu dürfen, wovon man denn auch häufig Gebrauch macht und gerechte Rache übt.

Die christliche Deutung dieser beiden Sitten ist folgende: Als Christus auferstanden war und die Wächter fliehend in die Stadt kamen, erzählten sie das Wunder allen denen, welche sich schon auf den Straßen antrafen. Wie ein Feuerbrand flog die Kunde durch die ganze Stadt. Überall, wo sich ein paar Menschen begegneten, blieben sie stehen und erzählten sich davon. Darob waren die Pharisäer und Schriftgelehrten so ergrimmt, daß sie Leute bezahlten, welche die Volkshaufen mit Geißeln aus einander treiben mußten, und wo das nichts nutzte, goß man Wasser unter sie. Davon her stammt unser „Spritzen", „Baden" und „Schmackostern"*).

Die Pfingststange oder der Maibaum.

In manchen Gegenden am Pfingstsonnabend, in anderen am Pfingstsonntag werden die Pfingststangen gesetzt, die man auch Maibäume nennt. Der Verein der Knechte und erwachsenen Bauersöhne bereitet eine viele Meter lange Stange, bindet an deren Spitze einen ausgeputzten Tannenwipfel, wie die Mädchen zum Sommersingen haben, und stellt dieselbe in eines Bauern Garten, der eine heiratsfähige Tochter hat, welche man dadurch ehren will. An der Stange sind oben außerdem befestigt: ein Taschentuch und eine Bierflasche. Das Aufsetzen geschieht während der Nacht still und geräuschlos. Pfingstmontag Nachmittag wird die Pfingststange von sämt-

*) Das Schmack- oder Schmeckostern findet man fast durch ganz Deutschland. Im sächsischen Erzgebirge spricht man dazu:

„Osterlümmel, Mottensack!
Schläfst du denn den ganzen Tag?"

lichen Knechten ausgehoben. Da muß nun der Bauer seine milde Hand aufthun, die Bierflasche mit Schnaps füllen, das Tuch voll Kuchen binden und außerdem noch ein Trinkgeld springen lassen. Sobald die Mannschaften ihr Teil haben, reiten sie unter lautem Jubel in den Dorfkretscham — die Pfingststange dient als gemeinschaftliches Steckenpferd — und dort, im Kretscham, beschließt ein unausbleibliches Tanzvergnügen die lustige Feier. In größeren Dörfern werden mehrere Pfingststangen gesetzt. Man findet diese Sitte in vielen Orten Schlesiens.

Martini.

Am 11. November feiert die katholische Kirche das Fest des hl. Bischofs Martinus. Da werden in manchen Gegenden große, hufeisenförmige Hörnchen gebacken, die man „Martinihörnchen" oder „Märtahörnel" nennt. Schulkinder bringen solche ihrem Lehrer als Geschenk. Auch wird in vielen schlesischen Familien an diesem Feste eine Gans (gewöhnlich die kleinste) geschlachtet, die man die „Martinsgans" nennt*). Nach einer Legende soll sich der hl. Martinus in einem Gänsestall verborgen haben, als man ihn zum Bischofe von Tours gewählt hatte; er wurde jedoch durch das Gänsegeschnatter verraten und mußte, trotz seiner großen Demut und Bescheidenheit, diese hohe Würde annehmen. Zwei Martinigebräuche sind besonders wegen ihrer Eigentümlichkeit hervorzuheben: es ist dies der „Schimmelreiter" und der „Erbsenbär". In manchen Dörfern war es bis vor kurzer Zeit Sitte, daß am Martinitage Männer einen künstlichen Schimmel anfertigten und denselben unter großem Volksjubel durch's Dorf führten. Das geschah so: Zwei Männer trugen auf ihren Schultern einen langen Backtrog; darüber war ein großes, weißes Tuch geworfen, so daß nur die Beine der Männer zu sehen waren.

*) Der am 20. Mai 1883 verstorbene schlesische Dialektdichter Robert Rößler hat die Sitte, daß auch Schüler ihrem Lehrer eine solche Gans widmen, zu einer Humoreske benutzt. Siehe „Schnoken" von Robert Rößler. S. 41. Verlag von Otto Janke, Berlin.

Vorn wurde ein Pferdehals mit Kopf aus Stroh befestigt, und so war der Schimmel fertig. Irgend ein lustiger Bursche saß oben darauf und erheiterte die Zuschauer durch seine Possen und Neckereien.

Beim „Erbsenbär" geschieht es so: Ein Mann wird in Erbsenstroh völlig eingehüllt, muß auf „allen Vieren" laufen und läßt sich an einem Stricke leiten. Zuletzt wird er in's Wasser geworfen, sofort aber wieder heraus gezogen. „Schimmelreiter" und „Erbsenbär" sind in Schlesien seit zehn, zwanzig Jahren fast nirgends mehr zu finden. Alle diese Martinigebräuche sind alte Überbleibsel aus der Heidenzeit.

Nikel und Christkind.

Echt volkstümlich sind die bildlichen Darstellungen von St. Nikolaus und dem Christkinde. Der Nikolaus ist der kirchliche Heilige, der an den meisten Orten auch in bischöflicher Kleidung erscheint. Wo er anders auftritt, ist sein Name auf den „Knecht Ruprecht" übertragen worden. Ruprecht, früher Hruodpercht d. i. der Ruhmprächtige, ursprünglicher Beiname Wuotans, ist der Herold, der dem Schimmelreiter Wuotan vorangeht. Einige Tage vor dem 6. Dezember, dem Feste des hl. Nikolaus, schon zieht eine vermummte Person in die Häuser abends ein als Schreckbild für alle faulen und unfolgsamen Kinder. Die Eltern werden von diesem Nikel ausführlich katechesiert, wie sich die Kinder betragen. Fällt ein gutes Urteil, giebt es mancherlei Geschenke, als Äpfel, Nüsse, Zuckerwaren u. dergl.; beklagen sich die Eltern: so tanzt des Nikels Rute auf dem Rücken der Ungehorsamen recht fühlbar herum. Das ist dann ein Jammer unter den Kleinen! An der Vigilie zu St. Nikolaus werden die Kinder von ihren Eltern während des Schlafes mit allerlei schönen und nützlichen Sachen beschenkt. Selbstverständlich ist es für die Kinder der Nikel gewesen, der die Gaben freigebig austeilte.

Wir sehen, daß an diesem Brauche noch viel heidnische Schlacke klebt. Wer denkt sich wohl unter dem Nikel den guten, frommen Bischof Nikolaus; ein Heiliger Gottes darf

eigentlich für Kinder niemals zum Schreckbilde benutzt werden. Der christliche Sinn, den man der alten Sitte beilegte, paßt eigentlich wenig zu der rauhen Form; die reine christliche Idee kämpft hier noch zu sehr mit dem groben, heidnischen Popanz.

Dasselbe gilt fast vom Christkinde. Die meisten Kinder und Erwachsenen denken sich eigentlich unter dem Christkinde weniger den menschgewordenen Gottessohn, das himmlische Kindlein, als vielmehr ein ganz eigentümliches, überirdisches, feenhaftes Wesen.

Mehrere Tage vor dem Weihnachtsfeste gehen verkleidete Personen in die Häuser, wo es kleine Kinder giebt, und tragen Christkindelspiele vor. Da giebt es einen St. Joseph, eine hl. Maria, ein Christkind, durch ein Bauermädchen von 16 bis 20 Jahren, weiß verschleiert, dargestellt, einen Erzengel Gabriel. Dieser tritt zuerst in das Zimmer und fragt, ob es erlaubt sei, die hl. Maria mit dem Christkinde einführen zu dürfen. (Hier und da hat die hl. Maria eine Puppe als Christkind in einer kleinen Wiege bei sich.) Sobald alle eingetreten sind, spielt sich eine dramatische Szene ab, welche meistens die Geburt Christi in ausführlichster Breite schildert*). Alles wird in Reimen gesprochen. Diese Christkindelspiele sind eine wahre Fundgrube von kindlicher Anschauungsweise und volkstümlicher Reimkunst. Ist das Spiel beendet, giebt die hl. Maria den Kindern das Jesuskindlein zu küssen und beschenkt sie; worauf sich alle wieder entfernen. Die Kinder aber erzählen noch wochenlang von ihnen, wie sie ausgesehen und wie die Äpfel und Nüsse schmeckten, die ihnen die hl. Maria gegeben.

Gewitztere Kinder fangen wohl gar zu fragen an: wo das Christkind sonst wohne; woher es die schönen Sachen kaufe; was für einen Wagen es hat; ob es durch's Fenster oder durch die Thür komme, wenn es einbeschert u. s. w. Das geht so lange fort, bis endlich die Mutter unwillig sagt, weil sie mit dem Antworten fast in Verlegenheit gerät: „Nun hör einmal auf zu fragen, sonst legt Dir das Christkind gar nichts ein..."

*) Schlesische Christkindelspiele sind gedruckt in dem Buche: „Weihnachtspiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Mit Einleitungen und Erläuterungen von K. Weinhold. Graz, 1853.

Du liebe Kinderzeit! wie weit liegst du schon zurück — — mit dir hat das poesievollste aller Märchen, das Märchen vom Weihnachtsabend, seinen herrlichen Zauber eingebüßt. Nichts bleibt uns als das selige Gefühl der Erinnerung und die Mitfreude am Weihnachtsglücke unserer Kleinen. . .

Der Andreasabend.

Am 29. November, der Vigilie zum Feste des Apostels Andreas, findet in Schlesien das „Glückheben" statt; man befragt auf allerlei Weise das Schicksal der Zukunft.

Das „Glückheben" am Andreasabende geschieht folgendermaßen: Man nimmt drei Schüsselchen, legt unter das erste ein Stückchen Brot, unter das zweite ein Klümpchen Lehm und unter das dritte ein Geldstück oder ein Stückchen Blei. Nun muß jedes Familienmitglied dreimal ein Schüsselchen heben, nachdem sie immer wieder vertauscht worden sind. Wer mehrmals Lehm hebt, stirbt unter einem Jahre; wer Brot hebt, der hat das ganze Jahr zu essen; wer Geld oder Blei hebt, dem geht das Geld nicht aus.

Bleiknöpfe schmilzt man in einem eisernen Löffel, gießt das flüssige Metall in ein Gefäß mit Wasser, während man dabei irgend einen Wunsch thut. Die sich bildende Bleifigur bringt man damit in Verbindung.

Wer an diesem Abend keinen Schatten hat, muß im nächsten Jahre sterben.

Allgemein beliebt ist „der blinde Gänserich" an diesem Abend. Die Jungfrauen setzen sich im Kreise herum, bringen einen Gänserich, dem die Augen verbunden sind, in die Mitte und warten nun, auf wen er zuerst zugeht. Die Bezeichnete wird in nächster Zeit Braut.

Neugierige und heiratslustige Mädchen gehen mäuschenstill an die Hühnerbühne und warten, bis sie irgend einen Laut vernehmen; dabei denken sie:

„Gockert der Hoahn, Gockert de Henn',
Do krieg ich an Moan — Do krieg ich kenn."

Ein mit Blütenknospen versehener Kirschzweig wird an diesem Abende gepflückt und in eine Wasserflasche gesetzt — Weihnachtsabend steht er in Blüte, wenn das Mädchen Braut werden soll. Steckt man diesen blühenden Kirschzweig in der Christmesse jemand verhohlen in die Tasche, so sieht derselbe alle Hexen in der Kirche. Sie sitzen nämlich zur Wandlung verkehrt und haben eine Milchgelte auf dem Kopfe.

Die Mädchen sammeln die Schürzen in eine Truhe (Mulde), die jüngste rührt sodann mit verbundenen Augen darin herum, während sie spricht:

„Latzschürze, fege dich,
Feinsliebchen, rege dich!"

Die Eigentümerin der herausgefallenen Schürze wird im Jahre Braut.

Holt an diesem Abend ein Mädchen Holz zum Feuermachen, so legt sie dann die Scheitchen paarweis hinter den Ofen. Bleibt kein einzelnes übrig, so heiratet sie im Jahre; im andern Falle wird sie alte Jungfer. Sind die beiden letzten Scheite ohne Äste, ist der Bräutigam ein Junggesell; haben sie viel Knorren (Knörner), ist er ein Witwer.

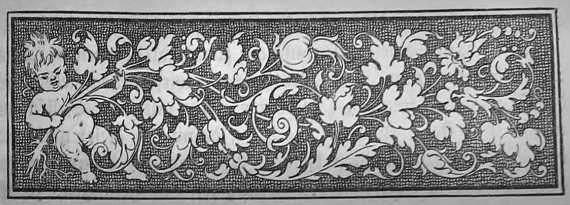
Die Mädchen beten auch vor dem Schlafengehen:

„Deus meus
Heiliger Andreus
Gieb mir zu erkennen
Wie ich ihn soll nennen
In der That und in der Wahrh't,
Was er täglich, stündlich um und an sich hat."

Nach christlicher Darstellung hebt man deshalb Glück, weil auch die Apostel an diesem Abend das Los auswarfen, wer am ehesten von ihnen den Märtyrertod sterben werde. Am folgenden Tage ward Andreas gekreuzigt, wie das Los auch gezeigt hatte. Daß diese Sitten aus der Heidenzeit stammen, geht daraus hervor, daß man den hl. Andreas gleichsam als Heiratsapostel verehrt, was mit der Legende und hl. Schrift durchaus in keinem Zusammenhange steht. Manche wollen in Andreas den alten Gott Freyr oder Fro (Gott der ehelichen Liebe) erkennen; ob dies zutreffend ist, sei dahingestellt.

Jugendspiele.

„Ein hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."
Schiller.



Ballspiele*).

1. Großfeld.

Während der Sommermonate, wenn die Straßen des Dorfes trocken sind, versammeln sich die Knaben an irgend einem geeigneten Platze des Dorfweges und pflegen das Ballspiel. Großfeld! wollen sie spielen, da ihre Zahl ziemlich bedeutend ist. Zwei Rädelführer aus der jugendlichen Schar nehmen einen Stab zur Hand und fangen an, denselben von unten bis oben mit ihren Händen abwechselnd zu umgreifen. Man nennt dies „wählen". Der Oberste darf sich zuerst einen Spielgenossen aus den Umstehenden heraussuchen. Beim Wählen ist man mitunter sehr peinlich. Bleibt z. B. nur noch eine kleine Spitze des Wählstabes für den einen übrig, so verlangt der andere, sein Gegner möge die Spitze anpacken und zehn oder zwanzigmal herumschwingen, ohne daß es ihm aus der Hand falle. Ist ihm solches möglich, so darf er als Oberster zuerst wählen, im andern Falle ist jener der erste. Hat jeder einen Spielkameraden gewählt, so beginnt die Wahl von neuem — so lange, bis alle gleichmäßig verteilt sind. Zuletzt wählt man um's „Feld", wer „hinne" bleibt, und wer „raus" muß. Die beiden Wähler nennen sich „Feldherren" und haben das ganze Spiel zu leiten, ihnen muß jeder Spieler willig gehorchen. Der Feldherr, wel-

*) Das Ballspiel heißt schlesisch „Verboalas machen".

cher mit seinen Mannschaften „hinne" bleibt, muß von seinem Gegner einen „Aufhuscher" zugesandt bekommen. Das Spiel beginnt nun. Der „Aufhuscher" wirft den Spielball in der Nähe des fremden „Feldherrn", der mit dem Ballscheite neben ihm steht, etwas in die Höhe, damit ihn dieser während des Fallens fortschlagen könne. Trifft er ihn dreimal nicht, oder wird der Ball von den „draußigen" aufgefangen, so ist das „Feld" verloren, und die Parteien wechseln. Sonst aber geht jeder Mitspieler, sobald er geschlagen hat, auf die Seite zur „Lure" (jedenfalls von lauern) d. i. ein Stein und wartet einen günstigen Augenblick ab, wo er zur andern „Lure" weiterhin laufen kann. Dabei muß er jedoch sehr vorsichtig sein; denn, sobald der „Aufhuscher" merkt, daß er laufen wolle, wirft er den Ball seinem Feldherrn „draußen" zu, der ihn dann auf den Läufer wirft. Wurde er getroffen, so ist das „Feld" ebenfalls verloren. Wer „geschlagen" hat, heraus und herein gelaufen ist, wie es die beiden „Luren" vorschreiben, der schlägt von neuem und schickt sich abermals zum Laufen an. Alle Mitspieler „draußen" haben die Verpflichtung, den Ball zu fangen oder zu holen und ihn sofort dem „Feldherrn" zuzuwerfen. Für die eine Partei heißt es: „Feld nicht verlieren!", für die andere: „Feld gewinnen!", und somit ist das Spiel recht belustigend und heiter.

2. Kleinfeld.

Sind nur wenig Knaben zum Spiele versammelt, so wählen sie alle insgemein für's „Kleinfeld". Der Oberste ist „draußen", die andern „hinne". Aus diesen wird nun noch ein „Aufhuscher" gewählt. Bei „Kleinfeld" kann auch der „Aufhuscher" auf die Laufenden zwischen den beiden „Luren" werfen. Wer getroffen wird, muß hinaus und den Ball fangen helfen; auch kann dieser nun auf andere werfen. Derjenige, welcher zuletzt allein noch „drin" ist, muß dann „heraus", alle andern beginnen das Spiel von neuem; der „Aufhuscher" schlägt zuerst, da er von einem andern abgelöst wird.

3. Anklopfer.

Beim „Anklopfer" giebt es keinen „Aufhuscher", da sich jeder selbst aufhuscht, und wer dreimal den Ball nicht trifft,

muß „hinaus" zu jenem, welcher bei der Wahl der Oberste war. Wird der Ball aufgefangen, so gilt dies für den Schläger ebenfalls verspielt. Sobald ein Spieler den Ball bis hinter die „Lure", die hier in der Mitte des Platzes liegt, geschlagen hat, muß er bis an selbige laufen und mit dem Ballscheite dreimal anklopfen. Trifft ihn der Ball während des Anklopfens oder Laufens, so muß er „heraus" und darf nicht eher wieder schlagen, als bis das Feld beim letzten „drin" gewonnen ist.

4. Fangball.

Ein Knabe nimmt den Ball, wirft ihn an die Wand oder auf das Dach und fängt ihn auf, die andern machen es in der Reihe nach.

Dann aber wird das Auffangen insofern erschwert, als man zwischen Werfen und Fangen sich vorerst bei den Ohren ziehen, in die Hände klatschen, die Augen zudrücken, niederknien muß u. s. w. Ist das Spiel beendigt, müssen diejenigen, welche den Ball oft haben fallen lassen, Spießruten laufen. Sämtliche Spieler sind mit Ruten versehen, bilden zwei Reihen, wohindurch der Sträfling so viel mal laufen muß, als er den Ball fallen ließ. Während des Laufens versucht jeder, ihm mit einem Schlage beizukommen. — Während die Schlagballspiele fast nur von Knaben gepflegt werden, betreiben den Fangball auch die Mädchen, welche dieses Spiel besonders recht mannigfaltig zu gestalten wissen.

Die Klippe*).

„Klippe", „Kitschke" oder „Micke" nennt man in Schlesien ein ungefähr 10 cm langes, zu beiden Seiten zugespitztes Holz. Das Spiel ist beinahe ganz dasselbe wie der „Anklopfer", nur, daß hier anstatt des Balles die „Klippe" „hinausgehert" wird. Man hat ein kleines, längliches Grübchen — Tülkel genannt —, in das man den „Klippensteckel" „einspickert", die Klippe selbst voranlegt und nun versucht, dieselbe hinaus zu schleudern.

*) Klippe schlagen heißt schlesisch „Verklipplas machen".

Wird sie aufgefangen, so ist man „weg", d. h. man muß hinaus. Fiel sie aber unaufgefangen nieder, so legt man den „Klippensteckel" quer über das „Tülkel". Berührt im Hereinwerfen die „Klippe" den „Klippensteckel", so ist man ebenfalls „weg"; wenn nicht, so kann man dieselbe dreimal mit Widerschlag fortschlagen. Ihre Entfernung vom „Tülkel" wird sodann mit dem „Klippensteckel" gemessen und dabei entweder 1, 2, 3, 4, 5 ꝛc. oder 5, 10, 15, 20 ꝛc. gezählt. Wer zuletzt „die Meisten" hat, ist stolz darauf. Dies Spiel wird in der Regel nur zu zweien gespielt; sind mehrere daran beteiligt, so tritt zuletzt das Spießrutenlaufen für die Ungeschickten wieder ein, wie überhaupt jede Schuld bei Jugendspielen mit Spießruten ausgeglichen wird.

Die Ginke.

Die „Ginke" ist eine halbe „Klippe", die am andern Ende so eingekerbt ist, daß sie auf der Spitze eines senkrecht eingesetzten Stockes hängen bleibt. Mit dem „Ginkensteckel" wird sie schief hinauf geschlagen. Trifft einer von den „draußigen" den senkrechten „Ginkenstock", so ist der Spieler „weg"; sonst aber wird mit dem „Ginkensteckel" von da an gezählt 10, 20, 30 ꝛc. bis man die „Ginke" berührt. Nun beginnt wieder das Schlagen nach „hinaus" wie zu Anfang.

Soldaten und Krieg.

Eines der beliebtesten Knabenspiele im Sommer ist das Soldatenspiel verbunden mit Kriegführen — auf schlesisch heißt es: „Versuldoatlas machen". Die Knaben des ganzen Dorfes versammeln sich an einem Sonntage in selbstgemachter Soldatenuniform, die meistens aus Papier besteht, und ahmen dem Militär das Exerzieren nach, wie sie es vielleicht bei Einquartierungen abgelauscht haben. Der ganze Zug bewegt sich das Dorf entlang, um am Ende desselben auf einem gelegenen Platze eine Schlacht zu veranstalten. Die beiden Parteien

dringen mit Wut und Mut auf einander ein, bis endlich eine davon die Flucht ergreift. Der Jubel unter den Siegern ist groß. Mitunter wirft man wohl auch mit Steinen und derben Schmutzklumpen auf einander, so daß auch Verwundete weinend und stöhnend am Boden liegen; trotzdem wird die Schlacht zu Ende geführt. „Warum spielst Du mit!" heißt es da einfach. Bei diesem Spiele besonders tritt die Feigheit, die Verwegenheit und der Mut der einzelnen scharf hervor.

Ritter und Räuber.

Sämtliche Knaben teilen sich in zwei gleiche Haufen, wovon die einen „Ritter", die andern „Räuber" genannt werden. Während die „Ritter" „plinzen" d. h. die Augen zudrücken, verstecken sich die „Räuber" in Scheunen, auf Heuböden und in andere Schlupfwinkel; jedoch ist festgesetzt, wie viel Wirtschaften der Versteckbezirk umfaßt. Sobald alles zur Ruhe ist (gewöhnlich muß während des „Plinzens" bis 50 oder bis 100 gezählt werden), so schicken sich die „Ritter" an, die „Räuber" aufzusuchen. So lange, bis der letzte Mann gefunden ist, muß das Suchen fortgesetzt werden. Jeder Räuber, den man findet, bekommt eine Tracht Schläge. Hat sich einer so sicher verborgen, daß man ihn nach langem Suchen nicht finden kann, so muß er dreimal einen Laut von sich geben. Sind alle „Räuber" aus ihren Verstecken getrieben, so beginnt das Spiel von neuem; die „Ritter" werden nun „Räuber", und die „Räuber" werden „Ritter". In dieser Weise wird das Spiel immer wieder abwechselnd erneuert; schlesisch heißt es „Verrittersch und Verräubersch".

Verstecken.

Dieses Spiel ist mit dem vorhergehenden nahe verwandt; hier jedoch muß ein einziger alle andern aufsuchen. Schlesisch heißt dieses Spiel „Verstecklas machen". Vorher wird erst „ausgezählt", „wer es ist", d. h. wer „plinzen" und suchen muß.

Beim „Auszählen" geht es so zu: Alle Spielenden stellen sich im Halbkreise um den „Auszähler"; dieser tupft jedem auf die Brust, indem er dabei eine Silbe von einer der folgenden Reimstrophen spricht:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.
Meine Mutter kocht Rüben,
Meine Mutter kocht Speck,
Du bist — weg.

Enne, denne, dur —
Quinte, quante, Gänse-fur.

Ich und Du —
Wir kaufen eine Kuh,
Wir kaufen Speck,
Du bist — weg!

Ein Schmied wollt' ein Rad beschlagen.
Wie viel Nägel mußt' er dazu haben?
(Antwort:) 10 oder 20 ꝛc.
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 — — 10.

Wen die letzte Silbe trifft, der muß „plinzen", und der zuerst Aufgefundene muß ihn ablösen, sobald er alle hervorgeholt hat.

Blindekuh.

„Blindekuh", „Plinzkuh" oder „Verplinzkugellas" weicht vom Versteckspiele nur insofern ab, als die übrigen freiwillig aus dem Versteckorte hervorkommen müssen, sobald der erste Knabe, der dann „Plinzkuh" sein muß, gefunden ist.

Die Kreisjagd.

Auf einem abgegrenzten, großen Ackerstücke laufen die Knaben als Hasen, Hirsche und Rehe herum, während einer den Jäger und ein anderer den Hund vorstellt. Aus einer gewissen Entfernung darf der Jäger schießen; ein lautes „Puh!" giebt

an, daß ein Schuß gefallen. Der Getroffene muß niederfallen und sich vom Hunde an Ort und Stelle schleppen lassen. So geht es weiter, bis alle Hasen totgeschossen über einem Haufen liegen.

Das Vogelspiel.

Befindet sich in der Nähe des Dorfes ein Busch oder ein mit Sträuchern umwachsener Garten, so veranstaltet man das Vogelspiel. Jeder Knabe wählt sich den Namen eines Vogels und beginnt, in einem Strauche oder auf einem niedrigen Baume aus Gras ein Nest zu bauen. Das Material wird im Munde herzugetragen, während die Arme gleich Flügeln ausgebreitet werden; auch sucht man die Stimme des Vogels, den man vorstellt, durch allerlei Laute und Töne nachzuahmen. Nach einer Weile aber kommt der Vogelsteller, ein Knabe, und versucht die einzelnen Vögel zu fangen; schlesisch heißt dieses Spiel „Vervögellas machen".

Das Pferdspiel.

Aus Lindenbast (Buste) oder Hopfenranken bereiten sich die Knaben Leinen (Leitsel, Leetsel) und spannen darein andere Spielgenossen als Pferde. Der Zaum wird durch ein Holz, welches das Pferd im Maule hält, ersetzt. Unter lautem Wiehern (Hickern, Hiegern) sprengen die mutigen Rosse mit ihrem Herrn das Dorf hinab. Das „Verfardlas machen", wie man auf das Spiel sagt, ist bei den schlesischen Dorfknaben sehr beliebt.

Strabelkatze.

Zwei ungefähr gleich starke Knaben binden die Enden eines Strickes oder Strohseiles zusammen, werfen sich die Schlinge um den Hals, legen sich mit einander zugewandtem Gesicht auf den flachen Leib und versuchen nun aufzustehen. Durch das beiderseitige Anstämmen mit den Armen wird das

Seil sehr straff angezogen (es kommt in die „Dohne", sagt der Schlesier), und so gelingt es oft erst nach langem Zerren und Sträuben, daß der eine Knabe zum Aufstehen kommt.

Dieses Spiel ist in's Leben übertragen worden, und so hört man häufig, daß Eheleute zusammen „Strabelkatze ziehen" d. h. zanken und unfriedlich leben.

Baumläufer.

In einem Obstgarten werden eine Anzahl Bäume abgezählt und zum Baumläuferspiele benutzt. Jeder Mitspieler erhält einen Baum zugeteilt, faßt denselben mit einer Hand an und dreht sich nun um ihn fortwährend im Kreise herum. Winkt ihm ein Nachbar, so werden eiligst die Bäume gewechselt, worauf man das Drehen wieder fortsetzt. In der Mitte des Spielplatzes steht der „Baumläufer" und versucht, während des Wechselns einem der beiden zuvorzukommen; wer seinen Baum solcherweise verliert, muß Baumläufer sein, bis er einen neuen Platz errungen hat.

Einstreichen oder Ringelsuchen.

Dieses Spiel wird hauptsächlich von den Mädchen gespielt — dasselbe gilt vom „Baumläufer". Die Spielenden setzen sich in einer Reihe nieder, halten die Hände gefaltet im Schoß und warten, bis die Einstreicherin an sie heran kommt; sodann öffnen sie einen Augenblick die Hände, lassen sich die Einstreicherin mit ebenfalls gefalteten Händen, dazwischen sie das Ringlein (oder Hölzchen) hält, „einstreichen", worauf sie die Hände wieder schließen. In ein paar Hände aus der Reihe läßt die Einstreicherin das Ringlein gleiten, welches nun die „Plinzkuh" zu suchen hat. Findet diese es sofort, muß die Betreffende „plinzen"; sonst aber wird immer wieder bei derselben „Plinzkuh" von neuem eingestrichen.

Gluckhenne.

„Kluckhenne miet a Keichellan" (Küchlein) nennen dieses Spiel die schlesischen Mädchen. Alle stellen sich hinter einander auf und fassen das Kleid (den „Rook") oder die Jacke der vorderen Genossin an. Die Gluckhenne, welche das erste Glied der Kette bildet, sucht durch geschickte Schwenkungen zu verhüten, daß der „Stießer" (Raubvogel) ein Küchlein erwische. Das Spiel wird so lange fortgesetzt, bis alle Küchlein geraubt sind. Die Gluckhenne muß dann jedes einzelne durch allerlei kleine Strafen (Zählen bis 60, 100 ꝛc., Rätsel raten, Niederknieen ꝛc.) einlösen.

Das Fangspiel und „Fuchs im Loch".

Diese beiden Spiele sind allbekannt, weshalb ich mir die nähere Beschreibung erspare.

Das Karussel.

An einer geeigneten Stelle wird ein Pfahl in die Erde eingeschlagen, ein Pflugrädel oder ein großes Wagenrad daran gesteckt und ringsum verkeilt, so daß sich dasselbe nicht drehen kann. Nun steckt man ein zweites Rad an den Pfahl, auf welches eine Leiter gebunden wird. An den beiden Leiterenden werden Stricke zum Ziehen befestigt, und sobald die Knaben auf jede Leiterhälfte gleichmäßig verteilt sind, kommt das Karussel in Gang. So verschafft sich denn unsere liebe Dorfjugend durch einige Handgriffe dasselbe Vergnügen, welches die vornehmen Stadtkinder nur um Geld genießen können. Wo wohl die Freude größer ist?

Die Schaukel.

Zu diesem Spiele müssen besonders die Grabenweiden mit ihren Ästen herhalten. Von zwei Nachbarweiden wird je ein Ast herunter gebogen und in der Mitte zusammen gebunden. Wer Lust hat, setzt sich hinein, hält sich mit beiden Händen

fest und wird von einem anderen gezogen oder gestoßen. So kommt einer nach dem anderen an die Reihe. Wenn im Herbste die Kühe auf den Wiesen geweidet werden, ist die Schaukel oder „Puusche" der liebste Zeitvertreib der jugendlichen Hirten. Im Winter wird eine solche in irgend einer Scheune zurecht gemacht. An ein Seil oder an eine Kette, welche über der Tenne an einem Balken befestigt ist, wird unten ein Querholz angebracht, und so ist die „Puusche" schon fertig.

Anmerkung des Verfassers. Dieses wären die hauptsächlichsten Jugendspiele, wie sie bei uns in Schlesien vorkommen. Ich betone besonders, daß dieselben nicht unter die sogenannten „Turnspiele" zählen, wie wir sie seit neuester Zeit in unseren Schulen betreiben müssen. Die angeführten Jugendspiele sind alte Bekannte aus meiner Jugendzeit, wo an ein Turnspiel auf unseren Dörfern noch nicht zu denken war; dieselben werden heute noch von unserer Jugend in frohen Mußestunden eifrigst gepflegt. Sehr häufig ist in letzterer Zeit die Klage laut geworden: „Unsere Jugend kann nicht mehr spielen." Gewiß doch kann sie noch spielen, wenn auch nicht mehr so lange! Es läßt sich nicht leugnen, daß infolge der zuweilen übertriebenen Anforderungen an die Schule der Jugend nicht mehr die nötige Zeit zum Spielen übrig bleibt, sie frühreif wird und dem Spielplatze eher den Rücken kehrt, als dies vor Jahren der Fall war, wo 14—16jährige Knaben und Mädchen in ihrer Herzenseinfalt das Spiel noch liebten, während heute oft schon 8—10jährige Schüler und Schülerinnen das Spiel für kindisch halten — — im ganzen und großen jedoch spielten die Kinder ehedem wie heut.

Zahlreiche Spiele ließen sich noch aufführen, wie überhaupt vieles aus dem ernsten Leben der Großen von der Jugend im Spiele nachgeahmt wird. Da wird Schule gehalten, Messe gelesen, Kaufmann gespielt, das Feld bebaut, werden Schweine geschlachtet, Kuchen gebacken, Häuser gebaut, Tote begraben, Hochzeiten gehalten, Tänze veranstaltet u. s. w. O du glückliche Zeit! wie so weit schon liegst du hinter mir! Das schönste und einzige Erdenparadies ist verloren. Der unerbittliche Engel der Zeit kam, trieb mich hinaus aus Edens Mauern, da nur unschuldsfromme Kinder darin weilen dürfen; den Rechen und das Grabscheit drückte er mir in die Hand, indem er sagte: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen — — — über der Arbeit nur kannst Du Dein herbes Los vergessen — — Arbeit ist auch süß. . ."

Aberglauben.

„Vor dem Verstand kann's nimmermehr bestehen,
Das Wissen spottet seiner stillen Macht,
Und doch sah ich's durch alle Zeiten gehen,
Und doch hat's uns zum Diener stets gemacht."

A. E. Brachvogel.

Das Siebdrehen.

Ist in der Wirtschaft etwas gestohlen worden, nimmt man ein Sieb, in dessen Rand die Spitzen einer Schere gespreizt gesteckt werden. (Die Schere muß aber ein altes Erbstück sein.) Zwei Personen lassen sodann das Sieb auf ihren Zeigefingerspitzen balancieren, indem die runden Scherenenden auf den Fingern ruhen. Eine dritte Person nennt verschiedene Namen, auf die man Argwohn wegen Diebstahls schöpft. Bei der Nennung des wirklichen Spitzbuben dreht sich das Sieb völlig herum. Überhaupt antwortet in solcher Weise das Sieb auf alle Fragen, die man an dasselbe stellt. Ich habe in letzterer Zeit dem Siebdrehen öfters beigewohnt und dieses Orakel wirklich ganz sonderbar gefunden.

Das Tischklopfen.

Dasselbe ist sehr unter dem Volke verbreitet. Ob ein solches wirklich stattfindet, wie die Spiritisten lehren, weiß ich nicht, da mir trotz wiederholter Versuche die Freude, es zu sehen, noch nie zu teil wurde. Das Volk allerdings behauptet fest, daß der Tisch klopfe. Stirbt ein Verwandter irgend wo, fängt der Tisch von selbst an einigemal zu klopfen.

Donnerkeile.

Wenn es in einem Hause einschlägt, meint das Volk, ein mehrere Pfund schwerer, spitzer Stein verursache die ganze Verwüstung. Dieser Stein, Donnerkeil geheißen, fährt sieben Klaftern in die Erde. Jedes Jahr kommt er wieder eine Klafter herauf. Findet man einen solchen und streicht damit einer Kuh das böse Euter, so wird es plötzlich gut.

Andere abergläubische Anschauungen.

Liegt das Brotmesser auf dem Rücken, geschieht im Hause ein Unglück.

Liegt das Brot auf der braunen Kruste, so stirbt jemand.

In manchen Dörfern wird mit allen drei Glocken Scheidepuls geläutet. Schlägt die große Glocke zuletzt an, stirbt ein Großes; schlägt die mittlere, stirbt eins in den Mitteljahren; schlägt die kleine, stirbt ein Kind.

Wiegt man die leere Wiege, so stirbt das Kind.

Stirbt wer, muß man das Fenster öffnen, damit die Seele hinaus kann.

Spielen die Knaben oft Soldaten, wird Krieg.

„Gookeln" Kinder mit der brennenden Schleiße, so spielen sie mit dem Teufel.

Wer sitzend mit den Beinen wiegt, schaukelt den Teufel — läutet ihm aus.

Ein Zweiähre schützt vor Feuer und Blitz.

Vierblättriger Klee bedeutet Glück, fünfblättriger Unglück.

Wenn sich die Katze putzt, kommt Besuch; kratzt sie den Besen, wird es windig.

Frißt der Hund Gras, beginnt schlechtes Wetter.

Kinder, welche mit Brotkrümchen „wüsten", müssen dieselben nach dem Tode mit blutenden Augen suchen. (Vergl. die Sage von Frau Hitt und ihrem Söhnlein.)

Eulen, an das Scheunenthor angenagelt, beschirmen vor Feuersgefahr. (Leider führt dieser Aberglaube zu entsetzlicher

Tierquälerei. Die Eulen werden lebendig angenagelt — in manchen Orten hängt fast an jeder Scheune so ein unglücklicher Vogel.)

Ist eine Braut im Dorfe und zugleich ein offenes Grab, so stirbt eins von den Brautleuten; desgleichen, wenn eine Kerze am Altare während der Trauung verlöscht.

Die Zahl 13 ist eine ominöse; sitzen 13 Personen zu Tische, stirbt innerhalb des Jahres eine davon.

Regnet es der Braut in den Kranz, wird das Paar reich.

Läßt sich am Hochzeitstage die Sonne gar nicht blicken, so ist das Eheleben liebe- und freudenleer.

Wer die erste Bachstelze sieht, den ersten Kuckuck hört und Geld bei sich trägt, der leidet das ganze Jahr hindurch keinen Mangel.

So oft einem der Kuckuck entgegen ruft, so viel Jahre lebt man noch.

Der Wachtelruf im Getreidefelde giebt an, wie viel Thaler das Getreide gelten wird.

Wer Hühneraugen oder Warzen an einem Körperteile hat, der bestreiche dieselben mit einer Speckschwarte, vergrabe dieselbe insgeheim in eine Traufe, wo zwei Dachrinnen das Regenwasser herunter leiten; sobald die Schwarte verwest, gehen die Warzen weg. Man kann auch so viel Knoten in einen Zwirnsfaden knüpfen, als man Warzen hat, und diesen dann gelegentlich in ein offenes Grab werfen. Wie der Faden anfängt zu verwesen, gehen auch die Warzen und Hühneraugen fort.

Wer eine Sonnenfinsternis in einem Zuber voll Wasser besieht, begeht eine große Sünde.

Gegen Mandeln (Kneitel) im Halse gilt folgendes Mittel: Man gehe dreimal auf den Friedhof, suche sich vor Sonnenaufgang ein Totenbeinchen, bestreiche damit dreimal den Hals in Kreuzesform; so werden die Mandeln schwinden. Auch nüchterner Speichel hilft, wenn man den Hals dreimal in Kreuzesform bestreicht.

Am Karfreitage früh vor Sonnenaufgang gehe man, ohne ein Wort zu reden, an den Fluß, wasche das Gesicht, so bleibt man vor allen ansteckenden Krankheiten gesichert.

Wer sich Gründonnerstags und Ostersamstags während des Glorialäutens das Gesicht im Graben wäscht, verliert die Sommersprossen (Loobsprenkel).

Wenn ein Hund heult, oder eine Henne singt, stirbt eins aus der Familie; dasselbe geschieht, wenn ein Obstbaum im Garten plötzlich verdorrt. Stirbt der Hausherr, muß man es den Bäumen und dem Vieh ansagen, sonst stirbt ein Stück nach dem andern.

Haus- und Stubenthüren soll man nie zornig zuschlagen, denn es sind Arme-Seelen zwischen Thür und Angel eingepfercht, welche viel erleiden müssen.

Wenn am Freitage früh um 9 Uhr (besser um die neunte Stunde nach jüdischer Zeitrechnung — also nachmittags um 3 Uhr) zwei Menschen denselben Gedanken haben und ihn zu gleicher Zeit aussprechen, haben sie eine Arme-Seele erlöst.

Fegt der Wind in den „zwölf Nächten" vom (Weihnachtsfeste bis Dreikönigstag) die Bäume sehr, so tragen sie viel Obst; desgleichen, wenn man sie am hl. Abend während des Abendgeläutes mit Strohseilen umwindet. Am hl. Abend werden die Hühner innerhalb eines großen Faßreifens gefüttert; dann legen sie besser und verschleppen kein Ei.

Wangenglühen, Ohrenfeuern, Ohrenklingen deutet darauf, daß man von dem Betreffenden irgend wo redet.

Juckt das rechte Auge am Vormittag, sieht man etwas Liebes; juckt es nachmittags, sieht man etwas Schlimmes.

Beim linken Auge ist es umgekehrt.

Wer morgens nüchtern niesen muß, erhält ein unverhofftes Geschenk.

Nasenjucken bedeutet, daß man Kuchen essen wird, oder in den Schmutz fällt.

Pfeift ein Mädchen oder eine Frau aus Übermut, weint die hl. Maria, und jubelt der Teufel.

Wer die Braut gesehen, dem thut der Bauch nicht weh.

Eine Wöchnerin soll zu keiner Hochzeit gehen, sonst passiert ein Unglück.

Steht ein Stern dem Monde sehr nahe, oder läuft ein Hase durch's Dorf, so bricht ein Feuer aus.

Spricht man von der Schönheit oder Gesundheit eines Menschen, muß man stets hinzufügen „unberufen", sonst verliert der Glückliche diese Schätze.

Viel Maikäfer, viel Kartoffeln.

Haben die Juden spät Ostern, ist spätes Frühjahr.

In den „zwölf Nächten" darf man keine Erbsen dreschen und keine essen, sonst bekommt man Beulen.

Scheint die Sonne an Lichtmeß klar, deutet's auf ein gutes Jahr.

Lange Eiszapfen, langer Flachs.

An Peter und Paul regnet es Mäuse.

Regen an „Medardus" acht Wochen dauern muß.

Am Tage Portionkula (2. August) steht der Himmel offen; wer da stirbt, kommt direkt hinein.

Wer beim Blitzen sich bekreuzt, wird nicht getroffen; wer während des Gewitters ißt, wird erschlagen.

„Den Schlafenden läßt man schlafen,
Den Essenden wird Gott strafen",

heißt es. (Wir Kinder wagten es sogar nicht einmal, uns an den Stuhl, an die Bank anzulehnen; dann, war uns von älteren Geschwistern gesagt worden, werde man schon getroffen. Ein Gewitter war das Fürchterlichste im Kindesleben.)

Auf eine „Wassergalle" (halber Regenbogen) regnet es acht Tage; wer nach ihr zeigt, dem schwindet der Finger.

Man soll nicht im eigenen Gesichte zeigen, wo ein anderer den Krebs oder sonst etwas Schlimmes hat, denn dann bekommt man's auch an dieselbe Stelle.

Wer am Freitage die Fingernägel stutzt, bleibt von Zahnschmerz befreit.

Am Tage des Vollmonds soll man hohle, leere Blumen z. B. Gänseblümchen, Stiefmütterchen einsetzen, dann werden sie gefüllt.

Wer die Butter anschneidet, muß noch sieben Jahre ledig bleiben.

Die Petersilie, wenn sie gesät wird, reist erst nach Rom und holt sich vom hl. Petrus die Erlaubnis zum Aufgehen — in sechs Wochen ist sie da.

Nachts von 12—1 Uhr und mittags zur selben Stunde sind die bösen Geister los und „gehen um".

Wer an Blumen auf dem Kirchhofe riecht, verliert den Geruch.

Wo die Schwalben nisten, schlägt der Blitz nicht ein.

Schlägt man Menschen oder Tiere mit dem Besen, bekommen sie den „Schwund."

Was am Samstag Abend gesponnen oder gestrickt wird, zernagen die Mäuse.

Weiße Flecke an den Fingernägeln bedeuten Glück.

Salz verschütten, bedeutet Ehezwist.

Krächzt (gäckt) die Schilderkrähe (Starbekrohe), stirbt ein Verwandter.

Der erste Traum an einem neuen Ort geht in Erfüllung.

Der ausgesprochene Wunsch bei einem Sternschnuppenfall wird erfüllt.

Wer zur Kirche geht und ißt, dem bleibt nach dem Tode der Mund offen.

Dem Kind, das seine Eltern schlägt, wächst die Hand zum Grabe heraus.

Wer nach Tische den Stuhl nicht beiseite stellte, bekommt keine Frau.

Viel Läuse in der Jugend, viel Schulden im Alter.

Am Körper selbst soll man kein Kleidungsstück flicken, sonst wird man vergeßlich.

Ein Komet bringt Krieg, Pest und Hungersnot.

Ist ein Feuer in der Nachbarschaft, kehrt man den Tisch um, legt auf jeden Stollen ein Stückchen Brot und in die Mitte das Bildnis des hl. Florian — dann bleibt das Haus verschont. (Heidersdorf.)

Wenn auf den Weiden und Erlen Misteln wachsen, ist es eine schlimme Zeit.

Keine Pilze, kein Schnee.

Die Erstlingsfrüchte eines Baumes sollen von einem Kinde abgenommen werden, dann trägt derselbe besser.

Eine Frucht soll stets am Baume bleiben, wenn man nächstes Jahr wieder Früchte erhoffen will.

Sprichwörter und Liederstrophen.

„Das ist ein ewig Rauschen, ewig Rinnen,
Als könnt' das Leben nimmer hier versiegen."

Herwegh.

„Such' keine Weisheit und Erfahrung
In alter Bücher Staub vertieft —
Die allerbeste Offenbarung
Ist: die aus der ersten Quelle trieft."

Mirza-Schaffy.

Sprichwörter.

A.

A fährt ein se nei wie Got's Woort under de Studenten.
A bläst sich uf wie anne Kräte.
A hoot's knüppeldicke hinger a Uhren.
A ihs vu Gudentag, wu de Woanschmeerleite har sein.
A schnorcht wie a Waldesel.
A sigt aus wie a scheckiger Fleischerhund.
A koam oangezoin wie de Fliege aus der Puttermillich.
A frißt nei wie der Hund ei's Gespeite.
A froagt an tuten Hund dernoach.
A glüht wie a Hookschaar.
A hoot de Bibel eim Kuppe bis uf de Bratel.
A schielt wie a Rammelbook.
A reißt aus wie Schooflader.
A wär gutt noach'm Tude zu schicken.
A hoot sich Läuse ein Pelz gesetzt.
A grefft um sich wie a Fleescher.
A hoot's eim Griffe wie der Battelmoan de Läuse.
Aus fremder Leute Haut ihs gutt Riemen schneiden.
A leugt, doß de Beeme biegen.

B.

Besser, schlecht gefoahrn, wie gutt geloofen.
Besser, anne Laus eim Kraute, wie goar kee Fleesch.
Besser, hungrig schloafen giehn, wie miet Schulden ufstiehn.

D.

De Krohe lißt is Huppen nich.
Do leit der Hund begroaben.
Doas ihs kloar wie Tinte.

E.

Eene Krohe hackt der andern nich de Oogen aus.

F.

Friedland ihs a schienes Land.

G.

Gewohnheet ihs de andre Natur.
Geduld, Vernunft und Sauerkraut sind drei schiene Dinge.

H.

Hinger guldnen Woorten leit uft a eisern Harze.
Hans kimmt durch seine Tumpheet furt.

I.

Ich hoa'm a Stoar gestuchen.
Ich koam derzu wie de Moad zum Kinde.

K.

Kumm har und thu mer nischt!
Kinder und Norrn reden de Woahrheet.
Kraut alleene macht dünne Beene.

M.

Mir ihs bange zum Enderlenhecken.
Mir ihs zu Mutte wie anner Maus ei-n-a Serwuchen.

S.

'S gieht'm ei der Noase nuf wie Faffer.
'S Probierte gieht über'sch Studierte.
„'S fällt nischt!" spricht der Schinder.

T.

Trink, mei Brüderla! Branntwein macht Karasche.

V.

Verflucht und viere ihs zwanzig.

W.

War hält, dar hoot.
War's Gelücke hoot, führt de Braut aheem.
War garne tanzt, dam ihs leicht gefiffen.
War sich bei uffnem Fanster de Zähne stochert, hoot o nich immer Fleesch gegassen.
War nich wiel alt warn, muuß sich jung hängen.
War nich wiel woas unnütz koofen, toar nich uf a Jurmert loofen.
Wenn de Kinder kleen sein, traten se der Mutter uf de Schärze; wenn se oder gruß sein: uf's Härze.

Liederstrophen.

Wiegenliedchen.

I.

Schloof, mei Kindel, schloof,
Der Voater hüt't de Schoof,
Der Voater hüt't de schworzen Ziegen,
Und's Kindel muuß eim Wiegel liegen,
Schloof, mei Kindel, schloof.

II.

Schloof, Kindel, ei guder Ruh,
Mach de beeden Guckel zu.
Hier ock, wie der Regen fällt,
Hier, wie Nubbersch Hündel bellt.
'S Hündel hoot a Moan gebissen,
Hoot'm Battler 's Kleed zurissen;
Schloof ei guder Ruh,
Drück de Guckel zu.

Hirtenliedchen.

Brieh, Feierla, brieh!
Ich hütt goar garne de Küh,
Ich hütt goar garne de faula Ziega
Wenn ich ock koan beim Feierla liega,
Brieh, Feierla, brieh.

Schaßliedchen.

Huppe, huppe, reit!
A Sabel an der Seit'
A Branntwein ei der Floſche,
Is Brut ei der Toſche,
Huppe, huppe, reit.

Neckreim.

Lieſel, kuch Kliesel,
Kuch zwee Stückel Fleeſch;
Mir ees und Dir ees
Und Hanswurſchten kees.

Hat jemand den Schnupfen, ſo fragt er einen andern: „Willſt Du was?" Lautet die Antwort: „Ja!" ſpricht er:

Schnupp, ſchnupp, ſchnuder,
Fleugt über de Uder;
Heit hoa ihch ſe —
Murne krigſt Du ſe (die „Schnuppe").

Roſeliedchen.

Hanſel, mei Ganſel,
Zieh miet mer ei's Durf,
Durt ſingen de Vägel,
Durt kloppert der Sturch,
Durt tanzt de Laus,
Do fiedelt de Maus,
Do huppt der Fluh
Zum Fanſter naus.
A ſpringt uf an Steen,
A bricht ſich a Been,
A gieht zum Boader,
A lißt ſich's heelen,
A hoot kee Geld nich
Zum Bezoahlen.
A ſpringt uf de Brücke,
Der Boader anoach,
A bricht ſich's Genicke —
Und do woar nimmeh do ...

Kuchenreim.

Uh! wie kalt —
Wie zittert der Wald!
Wie zittern de Buchen!
Meine Mutter bäckt Kuchen.

Regenreim.

Sunnarän, Glockenhaus,
Gieh aheem, Luuß die liebe
Gieh ei's liebe Sunne raus.

Spielreim.

Eins, zwei, drei u. s. w. bis zwanzig,
Die Franzosen ritten nach Danzig.
Danzig fing an zu brennen,
Die Franzosen mußten rennen
Ohne Strümpf', ohne Schuh'
Nach Frankreich zu.

Maikäferliedchen.

Maikäfer, flieg! Die Mutter ist im Pommerland,
Der Vater ist im Krieg, Pommerland ist abgebrannt —
Maikäfer, flieg!

Rosehändchenreim.

Huste an Thoaler, Keef der a Kühla
Gieh uf a Morkt, Und a Kolb
Tillillillie — —

Beim Kopfwiegen des Kindes.

Backe, Brutel, backe, Backe, Brutel, luse,
'S Mahl leit eim Sacke, 'S Salz ei der Mäste,
De Putter ei der Tuse, Backe, Brutel, feste.

In's Lesebuch geschrieben.

I.

Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es nimmt, der ist ein Dieb;
Mag es sein Herr oder Knecht,
Für ihn ist schon der Galgen recht.

II.

N. bin ich getauft,
Dieses Buch hab' ich gekauft —
N. bin ich geboren:
Wer's findet, ich hab's verloren.

Scherzreime.

I.

Engerle, Bengerle, laß mich leben,
Ich werd' Dir einen schönen Vogel geben,
Vogel wird mir Heu geben,
Heu werd' ich der Kuh geben,
Kuh wird mir Milch geben,
Milch werd' ich der Katze geben,
Katze wird mir Fell geben,
Fell werd' ich Kürschner geben,
Kürschner wird mir Geld geben,
Geld werd' ich Müller geben,
Müller wird mir Mehl geben,
Mehl werd' ich Bäcker geben,
Bäcker wird mir Brot geben,
Brot werd' ich Henne geben,
Henne wird mir Eier geben,
Eier werd' ich verkaufen
Und das Geld versaufen.

II.

Guten Tag, meine Herrn!
Der Appel ist keine Bern,
Die Bern ist kein Appel,
Die Wurst hat zwei Zappel,
Zwei Zappel hat die Wurst,
Der Bauer leid't Durst,
Durst leid't der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm das Leben,
Der Weinstock trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock,
Das Kalb ist kein Ziegenbock,
Der Ziegenbock ist kein Kalb,
Die Predigt ist halb,
Halb ist die Predig(t),
Mein Bauch ist noch ledig,
Ledig ist mein Bauch,
Meine Mütze ist rauch,
Rauch ist meine Mütze,
Mein Bruder der heißt Fritze,
Fritze heißt mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder,
Ein Luder ist die Maus,
Meine Predigt ist aus. Amen.

Druck von August Pries in Leipzig.

In demselben Verlage erschien:

Philo v. Walde „Aus der Heemte". Humoresken, Skizzen und Gedichte in schlesischer Mundart, broschirt Mk. 1.50, elegant gbd. Mk. 2.

Das von der gesamten Presse gut aufgenommene Buch hat sich binnen kurzer Zeit eine große Menge Freunde erworben.

Der berühmte dithmarsche Dialektdichter Professor Dr. **Klaus Groth** in Kiel schreibt dem Autor Folgendes darüber: „Ihre Skizzen „Aus der Heemte" habe ich mit Genuß gelesen. Wer auch nie seinen Fuß in's schlesische Land gesetzt, dem wird, wenn er Ihr Büchlein gelesen, zu Mute sein, als hätte er an Ihrer Hand weite Strecken des Landes durchwandert und mit allerlei Leuten aus dem Volke innigen Verkehr gehabt. Das ist das Verdienst der Dialektdichtung: in der Sprache zeichnet sich das Volk selbst, und wer sie wiederzugeben versteht, der liefert unter allen Umständen Genrebilder von bleibendem historischen Wert; jetzt zumal, wo die rasche Bewegung Völker und Stämme nivelliert. Nehmen Sie also meinen herzlichsten Dank mit dem Wunsche, daß Sie für Ihre Arbeit rechte Freude ernten mögen."

In gleicher Weise urteilten Männer wie: Professor Dr. Karl Weinhold in Breslau, P. K. Rosegger in Graz, Dr. Robert Rößler, Max Heinzel, Robert Hamerling u. v. a.

Von den vielen Stimmen der Presse seien hier nur einige herausgegriffen.

„Monatsblätter" des schlesischen Dichtervereins „Breslauer Dichterschule": „Heem will ihch, suste weiter nischt, ock heem!" lautet das Motto, welches der Verfasser seinem Erstlingswerk voranstellt. Wir gestehen offen, daß beim Lesen dieses geflügelten Wortes unseres Holtei Neugierde und Zweifel in uns aufstiegen, ob das Büchlein seinem Vorwort entsprechen, ob die in uns wachgerufene Sehnsucht nach Ächt-Schlesischem durch seinen Inhalt gestillt werden würde. Heem will ihch! In unsere trauliche Heimat, an die Stätte unserer Kindheit mit ihren niederen Stroh- und Ziegeldächern,

mit ihren grünen Gärten und Feldern, mit ihrem lindenumschatteten Kirchlein und Friedhofe, „heem" will man uns führen? Ja, man verspricht es nicht nur; das Büchlein führt uns wirklich dahin. In schlichtem, anspruchslosem Gewande, einem barfüßigen Bauernknaben im kurzen Röcklein gleich, geleitet es uns in die „Heemte". Der talentvolle Autor hat seine rühmlichst bekannten Vorbilder Holtei, Rößler, Heinzel nicht erfolglos studiert. Seine Hand besitzt so viel originelle Kraft und künstlerisches Geschick, daß sie sich getrost an größere Schöpfungen wagen darf. Uns dünken sogar die Piecen, wo Philo vom Walde seine eigenen Wege gewandelt ist, wie die Gedichte „Der Lumpenvoan", „De irschten Stiewaln" ꝛc. und die Skizzen „Uf'm Kirchhowe", „Eim Winter", „De Kerms" und „Schlesische Sagen" ungleich wertvoller als die Humoresken. Wir schätzen das Talent des Verfassers sehr hoch. Es wird uns hier eine reiche Auswahl geboten. Im allgemeinen zeichnet sich „Aus der Heemte" durch Dezenz und Treue der Sprache und Schilderung, sowie durch echten Humor und wahre Poesie sehr vorteilhaft unter ähnlichen Dialektdichtungen aus und verdient, daß es von uns herzlich willkommen geheißen und ihm eine „Heemte" in unsern Herzen bereitet werde.

Th. Nöthig.

„Vossische Zeitung." Die von empfindungsvollem Gemüt und humorvoller Auffassung getragenen Schöpfungen werden den Freunden schlesischer Dialektdichtung eine willkommene Lektüre sein.

„Schlesischer Volksbote." Der Name des Dichters hat bei den Lesern des „Volksboten" einen guten Klang, und wir hätten eigentlich kaum nötig, noch etwas zum Lobe des Buches zu sagen, da wir bereits vor einigen Wochen darauf aufmerksam machten. Indes — wie treu, wie innig und sinnig vermag uns der junge Dichter, dem eine seltene Begabung für Volkstümlichkeit innewohnt, das ganze Gemütsleben unseres Volkes in Lust und Leid zu schildern! Die humoristischen Erzählungen ergötzen auf das Trefflichste. Nirgends wird der Dichter trivial oder possenhaft, ein idealer Hauch breitet sich über den ganzen Inhalt des Werkchens und mutet anheimelnd an. Philo vom Walde ist ein echter Schlesier, dem nicht das Geringste aus dem Leben und Treiben seiner Landsleute entgeht. Er versteht es wie nicht bald einer, den gemütlichen Schlesier herauszudrehen. Und gerade diese edelgemütliche Richtung, welche der Dichter einschlägt, ist es, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Möge das Werkchen recht viele Verehrer finden.

„Neisser Zeitung." . . . . Wir können dem Autor des Büchleins, dessen Titel wir an die Spitze dieser Zeilen setzten, das Zeugnis nicht versagen, daß er keineswegs breitgetretene Pfade wandelt, sondern das erfreuliche Bestreben erkennen läßt, sich nach individueller Art liebevoll in die Volksseele zu versenken und die Früchte solchen Bestrebens in annehmbarer Auswahl

zum Genusse darzubieten. Bei aller pietätvollen Verehrung, von welcher Philo vom Walde für seine bahnbrechenden Vorläufer auf dem Gebiete der schlesischen Dialektdichtung erfüllt ist, bemüht er sich doch, mehr oder weniger unbetretene Wege aufzufinden. Er sucht vorzugsweise den ethischen Gehalt, die sittliche und religiöse Überzeugung seiner dichterischen Gestalten klarzulegen und zum Ausgangspunkte für ihr Handeln zu machen; ist mit Bewußtsein bestrebt, sich von dem bloß Anekdotischen und Zotenhaften frei zu halten und, ohne in Rührseligkeit zu verfallen, auf das Gemüt mehr, als auf die Lachmuskeln zu wirken. Wir haben schöne, volle Klänge reiner Menschlichkeit aus seinen Erzählungen an unser Herz schlagen gefühlt, und es haben uns dieselben die Hoffnung erweckt, daß es dem Dichter gelingen werde, dereinst noch reinere und vollere Akkorde zu unserer Freude anzuschlagen. — Das von dem Dichter gewählte schlesische Idiom, deren es bekanntlich eine ganze Menge innerhalb der Grenzen unserer Heimatprovinz giebt, ist echt, keine künstlich zugestutzte Mundart, die nirgends genau so gesprochen würde, wie man das auch bei Dialektdichtern findet; und seine Schreibung desselben dürfte wie unserem, so auch dem Beifall aller Kenner der schlesischen Mundarten begegnen. In einem Anhange: „Dialekt, Dialektdichtung, schlesische Sagen" legt der Dichter seine Grundsätze in dankenswerter Ausführlichkeit dar, und daß er für die Berechtigung und Bedeutung der volkstümlichen Sprachbehandlung in der Poesie sich auf keinen Geringeren als Luther, den starken Eckpfeiler an dem herrlichen Bau unserer deutschen Muttersprache, stützt, zeugt sowohl von dem Umfange seiner sprachlichen Studien, wie von dem Ernste, mit welchem er seine Ziele in's Auge faßt. — So wünschen wir denn dem Büchlein „Aus der Heemte" in derselben und weit darüber hinaus recht zahlreiche Freunde — oder vielmehr Leser; zu Freunden wird es diese dann selbst sich machen.

„Illustrirtes Breslauer Extrablatt." Allen Freunden einer mundartlichen Lektüre sei das Buch von unserm bekannten heimatlichen Dialektdichter auf's wärmste empfohlen. Treu und innig schildert uns der Dichter das Leben unseres Volkes in Lust und Leid. Die trefflichen humoristischen Erzählungen erinnern lebhaft an Max Heinzel. Lobenswert ist es, daß der Dichter alles Possenhafte vermeidet; ein idealer Hauch weht durch das ganze Buch. Der Dichter versteht es, auch das an und für sich Unbedeutende originell zu gestalten und fesselnd zu schildern.

„Sterne und Blumen." Dieses Buch des talentvollen Autors sei allen Freunden eines gesunden Humors auf das Wärmste anempfohlen.

„Schweidnitzer Bekanntmachungen." Mit großer Freude begrüßen wir unter obigem Titel ein Büchlein, welches den bekannten Dichter Philo vom Walde zum Autor hat. Wir wollen nicht sagen, daß das Buch ein

Werk von hoher Bedeutung sei, keinesfalls; aber wir erkennen aus jeder Zeile den echten Dichter, und wer das Buch durchgelesen, wird es liebgewonnen haben. Obwohl der überwiegende Teil aus humoristischen Erzählungen und Gedichten besteht, so will uns doch bedünken, als ob Philo vom Walde weit mehr Talent für sinnige treue Schilderungen aus dem schlesischen Volksleben besäße, denn wenn auch die ersteren in ihrer launigen, oft drastischen Komik sich über das gewöhnliche Niveau erheben, zeichnen sich letztere durch Originalität und seltene Treue der Darstellung aus. In der That schildert uns hier der Dichter in sinnigen Betrachtungen die herzige, frische Biederkeit unseres Volkstums, seine Leiden und Lustbarkeiten. Der Aufsatz am Schlusse des Buches ist wertvoll. Bei der Jugend unseres Dichters, welcher übrigens auch auf hochdeutschem Gebiete schon manches Treffliche geleistet, dürfen wir wohl zu den schönsten Hoffnungen an ihm berechtigt sein.

„Stadt- und Landbote" in Ohlau. Gemütvoll wie der Titel ist auch der Inhalt des Buches. Der Verfasser weiß schlicht und innig das Gemütsleben des schlesischen Volkes in Freud' und Leid zu schildern. Da ist nichts Gemachtes und Gekünsteltes. Einfach, wie das Volk selbst, stellen sich die Bilder, die Philo vom Walde zeichnet und dennoch stets originell, stets fesselnd wirken sie durch die poetische Auffassungsweise, die ihnen wird.

„Leobschützer Wochenblatt." Unser schöner Bücherschatz in schlesischer Mundart ist neuerdings wieder durch ein niedliches Werkchen, das den Titel „Aus der Heemte" führt, bereichert worden. Der Dichter versteht allerliebst zu plaudern; eine Erzählung ist immer schöner als die andere. Wie innig ist das Gedichtchen vom „Ulterlammel", wie muß man tüchtig lachen, wenn man die Unterhaltung vom „Paster Nitsche und'm Schoofherte" liest! Den Anhang haben wir mit großer Befriedigung gelesen. Der Autor hat mit vieler Aufmerksamkeit das Landvolk in seinem Thun und Treiben, Sprechen und Handeln beobachtet und es in seinen Humoresken zu malen versucht. Mit inniger Liebe hängt der Dichter an seiner Heimat, wie es das Buch überall laut verkündet.

„Leobschützer Tageblatt." Wir haben nicht bald ein Buch mundartlicher Litteratur mit so viel Interesse, innerer Freude und Genugthuung gelesen als gerade dieses. Spiegelt es doch unsere eigene Heimat in den farbenreichsten Reflexen wider. In sogenannten Humoresken bringt der Verfasser eine Anzahl längerer und kürzerer Erzählungen voll des köstlichsten Humors, die eine feine psychologische Beobachtungsgabe des Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns der ländlichen Bewohner verraten. Keine willkürlich ausgesponnenen Phantasien oder Produkte der Einbildungskraft, die da glaubt, ländliches Volksleben kennen zu müssen, oder bloß Possen, Zoten

und Anekdoten werden uns hier aufgetischt; nein, alles ist charakteristisch in diesen humoristischen Erzählungen. Hier pulsiert frisches, reales Leben, so daß wir bald vertraut werden mit den handelnden Personen und in ihren Situationen uns gleich heimisch fühlen. Nirgends langweilt uns der Verfasser, wie dies nicht selten bei mundartlichen Erzählungen geschieht durch eine breitspurige, behagliche Ausführlichkeit; stets bleibt er interessant und spannend, von dem feinfühlendsten, zartesten Takte begleitet. Die kleinen Skizzen sind Reflexionen eines reichbegabten und tiefangelegten poetischen Gemüts, und die niedlichen Gedichte bezaubern durch ihren naiven Inhalt und ihre glatte metrische Form, ihren poetischen Hauch und ihre sinnige Pointe. Wir haben in Philo vom Walde einen schlesischen Volksschriftsteller, der mit Rößler und Heinzel ein glänzendes Dichtergestirn ergiebt.

„Schlesische Volkszeitung." „Aus der Heemte" betitelt der bekannte Autor seine erste selbständige Sammlung. Wir wollen die in dem Buche enthaltenen Humoresken nicht als besonders hervorragend rühmen, desgleichen gilt auch von den eingestreuten Gedichten, trotzdem dieselben durchweg recht trefflich ergötzen und den berufenen Dichter verraten. Wer aber Skizzen liest wie z. B. „De Kerms", „Uf'm Kerchhowe", „Eim Winter" u. a., der wird freudig die Meisterschaft des jugendlichen Dichters auf dem Gebiete der Schilderungen aus dem Leben und Treiben des Volkes unserer engeren Heimat anerkennen. Das Werkchen wird seine Freunde finden.

„Deutsches Dichterheim." Der pseudonyme Verfasser legt uns mit dieser, seiner schlesischen Heimat gewidmeten, kleinen Sammlung einen litterarischen Erstling auf den Büchertisch, und wir können ihm nach eingehendem Studium das Zeugnis nicht versagen, daß er einesteils den Dialekt vollständig beherrscht, und daß uns andrerseits die dem Volksleben abgelauschten Züge, sowie die saubere Detailmalerei auch von seinem dichterischen Talente unzweifelhafte Proben gegeben haben. Die Skizzen verraten ein tiefes Gemüt und Verständnis für des Volkes Leid und Freud. Die Gedichte enthalten manchen hübschen Zug, und man merkt den Einfluß Klaus Grothscher Poesie. Besonders wertvoll scheint uns der Anhang, eine recht fleißige Studie über Dialekt und Dialektdichtung, zu sein. Wir hoffen, dem jungen, strebsamen Poeten recht bald wieder zu begegnen und wünschen seinem Büchlein von Herzen „Glück auf den Weg!"

Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch. Mit einem Vorworte von Professor Dr. Carl Weinhold in Breslau. Elegant broschirt. 3 Mark.

Aus dem Dichterwalde. Poesien der Breslauer Dichterschule. Broschirt Mk. 4.00, elegant gbd. Mk. 5.

Die Herren Professor Dr. Klaus Groth, Robert Hamerling, Max Kalbeck, Oscar Justinus, Max Heinzel, P. K. Rosegger u. v. a. mehr haben die Anthologie den besteristirenden zur Seite gestellt.

F. G. A. Weiß, Protestantische Hornsignale. Poetische Flugblätter zur Lutherfeier, in altdeutscher Art und Weise hergestellt. Empfohlen durch die Protestant. Kirchenzeitung, Oesterr. Protestant und viele andere Zeitschriften. In höchst originellem Umschlag broschirt Preis 1 Mark.

Dr. **Weil. Zur Verhütung des Schiefwuchses.** Leicht verständliche Anleitung zur Verhütung von Haltungsfehlern, sowie zur Entwickelung eines gesunden Körpers und einer normalen Figur. Preis 75 Pf.

Dr. **Sturm. Ist die jetzige Heilkunde vernünftig?** Ein Mahnruf an Gesunde und Kranke. Preis 20 Pf.